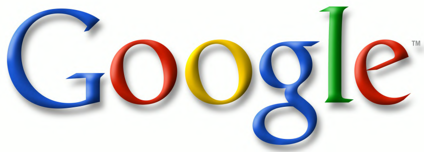




Jahrbuch

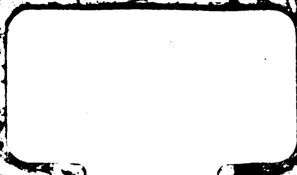
für die

Deutsche Frauenwelt

EX LIBRIS



LILY BRAUN




VERITAS
RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY



Helene Lange.

Jahrbuch

deutsche Frauenwelt.

[illegible]

[illegible]

Stuttgart.

[illegible] Greiner & Pfeiffer

[illegible]



Jahrbuch

für die

deutsche Frauenwelt.

Herausgegeben

von

Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke.

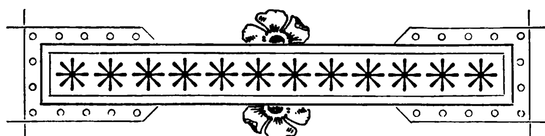
Mit 5 Bildnissen.



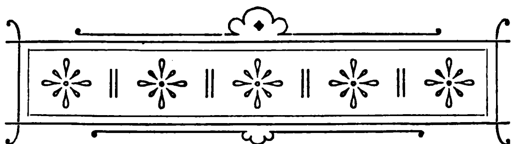
Stuttgart.

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

1899.



Inhalt.



Vorwort.

Ein Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt nennt sich unser Buch, dem wir heute die freundliche Gunst der Leserin erbitten. Es fehlt zwar nicht an litterarischen Erzeugnissen, von Frauen geschrieben und für Frauen bestimmt, und doch glauben wir, hier eine Lücke auszufüllen, indem wir mit einem Buche hervortreten, das den Zweck verfolgt, das Verständnis für die moderne Frauenbewegung in weitere, heute ihr noch fernstehende Kreise zu tragen.

Sollen wir diesen Zweck zu rechtfertigen suchen? Nein, wir müßten dann mit einer Erörterung der Frage beginnen, ob die Frauenbewegung berechtigt ist oder nicht. Wir denken aber, daß der Inhalt unseres Jahrbuches am

besten solche Rechtfertigung übernimmt. Zudem stehen wir der Thatsache gegenüber, daß diese Bewegung einmal vorhanden ist, und daß man mit ihr rechnen muß, einerlei ob in freundlichem oder in feindlichem Sinne. Die Leserinnen werden sehen, daß die Frauenbewegung sich weder gegen den Mann, noch gegen die Ehe oder gar gegen das Familienleben richtet, und wenn unser Buch dazu beitragen sollte, in weiteren, heute noch sich abseits haltenden Schichten der Frauenwelt diese Erkenntnis zu wecken und zu fördern, so hat es seine Aufgabe erfüllt. Viele Frauen, und nicht wenige darunter von ausgezeichneter Herzens- und Geistesbildung, stehen gegenwärtig noch völlig teilnahmlos den modernen Lebensforderungen gegenüber. Unbekannt mit den Kräften und Erscheinungen wirtschaftlicher und geistiger Natur, die die Frauenbewegung geschaffen haben, weil unberührt von dem Ernste des Lebenskampfes, sehen sie in dieser kaum etwas anderes als die Ausgeburt krankhafter Laune oder die müßige Erfindung unweiblicher Emanzipationsgelüste. Aufgewachsen in einem dichten Kreis von Vorurteilen, haben sie nicht

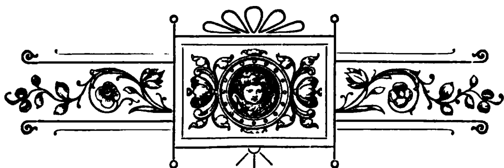
den ernsten Willen, durch eingehende Beschäftigung mit dieser Frage sich selbst ein Urteil zu bilden. Sie glauben wirklich noch, daß jene Bewegung eine Auflehnung gegen die von der Natur gewollte Ordnung sei, daß sie das Weib dem Hause entfremden müsse, und was dergleichen Schlagworte mehr sind. Erkennen sie erst, daß die Frauenfrage nicht von überspannten Köpfen erdacht, sondern von dem Ernste der Zeit geboren ist, daß das Streben der Bewegung nicht dahin geht, das Weibliche in der Frauennatur zu unterdrücken, sondern vielmehr ihre Kräfte frei zu entfalten, dann werden ihrer Viele für uns gewonnen sein. Darum treten wir gutes Mutes hervor und legen diese Blätter hoffnungsvoll in die Hände unserer Mitschwestern.

Das Jahrbuch soll, indem es die Leserinnen an der Hand hervorragender weiblicher Schriftsteller einen Einblick gewinnen läßt in das Frauenschicksal — sei dieses durch wissenschaftlich belehrende Behandlung oder durch dichterische Gestaltung ihnen nahegebracht —, zugleich nach seinem bescheidenen Teil zur Lösung der großen Aufgabe beitragen, der Frau die

ihr im modernen Leben gebührende Stellung zu erringen. Indem wir um der guten Sache willen auf eine weitere Verbreitung dieser Blätter hoffen, geben wir unsern verehrten Mitarbeiterinnen das Wort.

Die Herausgeberinnen.

Stuttgart, September 1898.



Die Frauenbewegung und ihre Ziele.

Von **Helene Lange** (Berlin).

Was ist die Frauenbewegung? Eine, die sie in der Tiefe erfaßt hat, Olive Schreiner, sagt darüber: „Sie ist in ihrem innersten Wesen weder ein plötzliches und unsinniges Verlangen der Frauen nach vermehrtem materiellem Genuß und physischem Behagen, noch das Resultat eines plötzlichen Gewahrwerdens ihrer eignen Leiden. Sieht man die Frauenbewegung aus dem weitesten Abstande an und analysiert man nicht die hier und da damit verbundenen Einzelerscheinungen, sondern ihre Kundgebungen als Gesamterscheinung, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf: die Frauenbewegung des neunzehnten Jahrhunderts ist in ihrem innersten Wesen the movement of a vast Unemployed."

Die Bewegung der Unbeschäftigten, Unausgefüllten, Ungenutzten! Wenn wir die Arbeiterinnenbewegung nicht als ein Stück Frauenbewegung, sondern als das, was sie ja im Grunde

auch ist und sein will, als Teil einer Klassenbewegung ansehen, so ist diese Definition richtig. Es handelt sich in der That um eine Bewegung zur Geltendmachung des Rechts auf Arbeit, auf eine den vielfach brachliegenden Kräften entsprechende Wirksamkeit auch für die Frauen.

Zum Teil treibt dazu die bittere Not. Das Frauenprivileg früherer Zeiten: der Schutz des heimischen Herdes, solange noch ein männliches Familienglied ihn bieten konnte, ist mit der Notwendigkeit zahlreicher produktiver weiblicher Hände für den häuslichen Betrieb erloschen, ohne daß ein Ersatz an seine Stelle getreten wäre. Und wo die Frau dann die Hand ausstreckte nach Arbeit, die ihr ein eigenes Dach schaffen sollte, nach gut nährender, lohnender Arbeit, wurde sie zurückgewiesen. Eben diese gut nährende Arbeit galt als männliches Vorrecht.

Trieb einen Teil der Frauen die Not, die Sorge um den Unterhalt, so die andren das Bedürfnis, ihrem Leben einen Inhalt zu geben. So manche Frau suchte die „Beschäftigung, die nie ermattet, die immer schafft, doch nie zerstört“ um ihrer selbst willen, um in ihr den Mittelpunkt ihres Lebens zu finden. Nur eine schaffende Thätigkeit aber kann solch einen Mittelpunkt bilden, nicht der geschäftige Müßiggang, mit dem so viele sich über die Oede der Tage hinwegzutäuschen gesucht hatten — vergebens. So wurde auch für diese Frauen der Beruf die Losung.

Von dem Augenblick an, wo das Verlangen danach entstand, wo die Notwendigkeit dazu trieb, suchte man auch energisch die Mittel zur Hebung der Erwerbsfähigkeit und Berufsthätigkeit der Frauen zu schaffen. Ueberall riefen deutsche Frauen und Frauenvereine Anstalten ins Leben, die der Schulung der Frauen auf einen Beruf dienen sollten. Man wählte naturgemäß zunächst die Zweige, die der bisherigen Thätigkeit der Frau am nächsten lagen: Handarbeit, Handel, Kunstgewerbe. Nach dem Vorgang des Lettevereins in Berlin wurden zahlreiche Vereine und Anstalten ins Leben gerufen; heute hat jede mittelgroße Stadt ihren Frauengewerbeverein.

Aber zugleich mit diesen dem praktischen Bedürfnis dienenden, und darum schnell populär werdenden Vereinen traten die Vertreterinnen der positiven Idee der Frauenbewegung zusammen, des treibenden Prinzips, des Gedankens: die Frau ist so gut wie der Mann eine selbständige Persönlichkeit, der Freiheit der Entfaltung gebührt, der diese Freiheit nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch um der Menschheit, um der Kulturentwicklung wegen werden muß, da sie ihr nur dann mit den ihr eigentümlichen Gaben dienen kann. Die thatsächlichen Bestrebungen der Vereine waren vielfach die gleichen, das treibende Motiv nur war ein andres: es wurde der Lebensnerv des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Die ihm das

Leben gaben, waren Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt, bis auf den heutigen Tag die edelsten und stolzesten Namen, die die deutsche Frauenbewegung aufzuweisen hat.

In geduldigster Minierarbeit hat der Allgemeine Deutsche Frauenverein jahrzehntelang gearbeitet, in kluger, oft schwerer Selbstbescheidung immer nach den nächsten Zielen strebend. Seine Leiterinnen wußten wohl, daß das erste dieser Ziele eine bessere Bildung der Frauen sein mußte, da nur diese Bildung der Frauenbewegung das Innehalten der richtigen Linie ermöglichen konnte.

So trat für den Allgemeinen Deutschen Frauenverein zunächst die Bildungsfrage in den Vordergrund. Er kam damit nur einem Instinkt entgegen, der die deutschen Frauen mehr noch als ihre Schwestern in andern Ländern ihre äußere Befreiung auf dem Wege des inneren Freiwerdens suchen ließ, wie ihr großer Dichter die Lösung des politischen Problems durch die des ästhetischen finden will. Aber während im Auslande nach verhältnismäßig kurzem Kampf ein richtiges und großherziges Verständnis der Männer den Frauen die Wege suchen und die Ziele erreichen half, so daß die Bildungsfrage für die Frauen heute in allen außerdeutschen Kulturstaaten gelöst erscheint, war und ist im „Lande der Denker" der Widerstand stärker, weil die geistige Bevormundung der Frauen aus-

gesprochener als irgendwo. Schon daß die Mädchenbildung in den entscheidenden Jahren fast ganz in den Händen der Männer lag, und daß diese Männer, wie die Programme und Reden der Mädchenschul-Pädagogen bewiesen, der Frau nur eine Bildung zugestehen wollten, die sie zur Rezeption fähig machte, aber niemals unbequem werden lassen konnte, schon dieser Umstand gestaltete den Kampf außerordentlich schwierig.

In diesem Kampf fand der Allgemeine Deutsche Frauenverein einen kräftigen Bundesgenossen. Mit frischer Energie und bestimmten Zielen nahm ihn der 1890 begründete Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein auf. Die kurze Geschichte dieses Vereins zeigt ein zielbewußtes Ringen für die klare Erkenntnis: die Frau ist in erster Linie durch die Frau zu erziehen; deswegen muß der erziehenden und lehrenden Frau eine andere Bildung werden. Für die Grundauffassung ist es dem Verein gelungen, die Zustimmung und Hilfe der preußischen Behörden zu finden; das Maß der zu gewährenden Bildung aber wird einer ängstlich-dogmatischen Auffassung der Frau und Frauenbildung zuliebe über Gebühr beschnitten.

Und noch eine zweite Bestrebung fand in der Theorie behördliche Zustimmung in Preußen und anderswo: die Bemühungen, weibliche Aerzte zu schaffen. Die guten Erfahrungen im Auslande, tüchtige Leistungen, wie die der in der Schweiz

ausgebildeten Berliner Aerztinnen Frl. Dr. Franziska Tiburtius und Dr. Emilie Lehmus, eine sachkundige Agitation, die besonders eine Württembergerin, Frau Mathilde Weber, eifrig betrieb, gewannen der Sache in weiten Kreisen lebhafte Sympathien.

In Preußen entstand (1889) die erste Anstalt, die Frauen für die Universität — zunächst des Auslandes — vorbereitete: die Realkurse für Frauen. 1893 glaubte man in Nord- wie in Süddeutschland den Augenblick gekommen, wo man die Vorbereitung für deutsche Universitäten ins Auge fassen konnte. Es entstanden gymnasiale Vorbereitungsanstalten in Berlin, in Karlsruhe und 1894 in Leipzig. Von diesen hat die Berliner Anstalt bereits 14 Abiturientinnen entlassen, denen sich noch einige privatim vorbereitete zugesellen.

Sie sind von preußischen Kommissionen geprüft worden — so weit kam die Regierung den Frauen entgegen. Daß sie aber nicht gewillt sei, die logische Konsequenz aus der Zulassung zur Maturitätsprüfung zu ziehen, d. h. den Frauen, die allen gesetzlichen Vorschriften entsprochen hatten, die Immatrikulation auf den Universitäten zu gewähren, das sollten diese Frauen nach langem Hinhalten und Vertröften aus bitterer Erfahrung lernen. Während man mit scheinbar großer Generosität auf den verschiedensten deutschen Universitäten den Frauen

die zu nichts verpflichtende Gasthörerschaft gestattete, verweigert man ihnen bis zur Stunde das Recht der Immatrikulation und damit das Recht, die Staatsprüfungen abzulegen. Zwar „schweben" seit einigen Jahren wegen der Zulassung der Medizinerinnen zu den Staatsprüfungen Verhandlungen mit dem Reichskanzler. Es ist möglich, daß sie beim Erscheinen dieses Jahrbuchs beendet sind und den Gasthörerinnen auf dem Gnadenwege die Zulassung zu den medizinischen Staatsprüfungen gewährt worden ist — ihre Stellung an den deutschen Universitäten bleibt darum nicht minder prekär. Sie haben nicht wie der Student das Recht, nach eigenem Ermessen die Vorlesungen und Uebungen zu wählen, in Laboratorien, Seciersäle und Kliniken zu gehen; sie sind überall abhängig von der Gnade, Laune und der Weite des Gesichtskreises der betreffenden Professoren. Damit ist das Studium der Medizinerinnen unterbunden. Für die Philologinnen ist noch weniger Aussicht; in Preußen wenigstens ist ihnen die Zulassung zur Staatsprüfung einfach verweigert worden.

Daß man hier an prinzipielle Zugeständnisse in Bezug auf eine Erhöhung des Niveaus der Frauenbildung überhaupt nicht denkt, das hat das Vorgehen des Ministeriums und die allbekannte Debatte in Sachen des Breslauer Mädchengymnasiums bewiesen. Selten sind wohl in einer deutschen Parlamentsverhandlung so

viel rückläufige Ansichten entwickelt worden, als in der denkwürdigen Sitzung vom 30. April 1898, in der der Kultusminister des größten deutschen Staats die Bildungskämpfe der deutschen Frauen als „bloße Modebestrebungen“ hinstellte und auf Kosten der Frauen billige Heiterkeitserfolge erzielte.

So ist die Bildungsfrage für die Frauen in Deutschland noch nicht gelöst. Aber gerade die Haltung der preußischen Regierung in der Breslauer Angelegenheit hat die Anzahl tüchtiger und charaktervoller Bundesgenossen der Frauen unter den Männern bedeutend vergrößert; sie werden ihnen helfen, ihre Sache hinauszuführen.

* * *

Es könnte nach alledem scheinen, als ob der Frauenbewegung doch nur derselbe Charakter anhafte, wie etwa der Bewegung einer Berufsgenossenschaft, als ob das letzte Ziel der Frauen doch nur der eigene Vorteil sei. Das ist auch vielfach behauptet worden; besonders vom Parteistandpunkt aus ist den „bürgerlichen“ Frauen vorgeworfen worden, daß sie nur für sich etwas erstrebten, nur die Töchter „besserer“ Familien unterbringen wollten; spöttisch hat man von einer „Damenfrage“ gesprochen.

Gewiß mögen diese Vorwürfe in vielen Einzelfällen berechtigt sein. Mit Schmerz hat es beispielsweise der Allgemeine Deutsche Frauenverein konstatieren müssen, daß so manche, die ihm die

Mittel zum Studium verdankte, der großen Bewegung gleichgültig gegenüberstand. Die Trägerinnen dieser Bewegung aber haben höhere, haben soziale Gesichtspunkte im Auge gehabt und von Anfang an betont. „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mitorganisieren — und wenn alle an sie zu denken vergessen: ich werde es nicht vergessen“ — so trat im Interesse der Arbeiterinnen im März 1848 Luise Otto dem sächsischen Ministerium gegenüber. Sie, die „von keinem Glück wußte, als vom Völkerglück“, hat auch zuerst dem Jammer der Proletarierin Ausdruck gegeben:

„Seht ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Die Wangen bleich und die Augen rot!
Sie mühen sich ab für einen Bissen,
Für einen Bissen schwarzes Brot.“

Aber wer andern etwas sein will, muß erst selbst etwas sein. So war die Richtung, die die Bewegung der deutschen Frauen zu Anfang nahm, die Richtung auf Erhöhung der eignen Erwerbsfähigkeit, Tüchtigkeit, Bildung durchaus begreiflich, ja notwendig. Heute beginnt das Bewußtsein einer socialen Aufgabe auch bei uns unter den Frauen lebendig zu werden, und damit erst wird der Bewegung ihr Hauptnachdruck verliehen werden. Ellen Key hat recht: „Je eher die Frauen einsehen, daß die Frauenfrage

im innersten Kern eins ist mit der socialen Frage, je besser sowohl für sie wie für die kommende soziale Neubildung, von der Mirabeaus Worte am Anfang der französischen Revolution gelten: ‚Wenn die Frauen nicht mithelfen, wird nichts geschehen‘.“ Auf socialem Gebiet wird die durch gründliche geistige Kultur entwickelte Frau erst ihre volle Eigenart entfalten, hier wird sie Andersartiges leisten können als der Mann, hier für die Menschheit im großen die gleiche Bedeutung gewinnen, die sie für die Familie im kleinen hat. Schon finden sich Ansätze überall: die Fürsorge für verwahrloste Kinder, Waisen, Arme, Kranke, Gefangene, für Rechtsschutz, für Volkswohl und Volksgesundheit, die Arbeit für die Hebung der Sittlichkeit und die Förderung der Mäßigkeit wird von den Frauen ernstlich in Angriff genommen.

Noch trennt die sogenannten bürgerlichen Frauen vielfach eine breite Kluft von den Arbeiterinnen. Eine tiefe Verbitterung, ein fast unbesiegbares Mißtrauen, das durch so manche häßliche Erscheinung sportlicher Wohlthätigkeit begreiflich wird, hält die unter dem Druck parteilicher Voreingenommenheit und Kontrolle stehenden Arbeiterinnen von den bürgerlichen Frauen fern. Aber die Zeit und redliches Wollen wird das Verständnis bringen, das jetzt zu beider Schaden fehlt. Die ehrliche und kräftige Arbeit, die bürgerliche Frauen für die weibliche Fabrik-

inspektion eingesetzt haben, ist der erste Schritt auf dem Wege dahin. Ein besseres gegenseitiges Sichkennenlernen wird den einen mit der verständnisvollen Würdigung der berechtigten Klagen ihrer Mitschwestern auch den energischen Willen zum kräftigen Eintreten für sie geben, den anderen aber ein klares Verständnis der geschichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten.

*   *
*

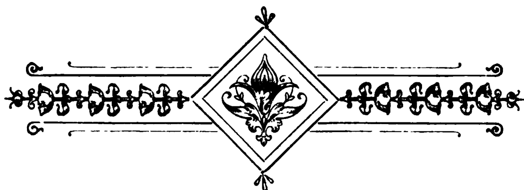
Wenn wir als höchstes Ziel der Frauenbewegung die volle Teilnahme der Frauen an der Kulturarbeit der Menschheit, die Pflichterfüllung in ihrem Dienst hinstellen, so ist es offenbar, daß Freiheit der Entfaltung und Bewegung eine unerläßliche Vorbedingung ist. Die Unmündigkeit der Frau schädigt nicht nur sie selbst, sondern auch die andern; das beweist am besten die den Frauen staatlich servierte Halbbildung, die eine volle Ausgestaltung ihrer Fähigkeiten und eigenartigen Wirksamkeit unmöglich macht. So ergab sich die Notwendigkeit, gegen die Rechtsbeschränkungen aufzutreten, denen die Frauen unterliegen; der in Deutschland geführte, noch immer fortdauernde Kampf gegen das Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuches, das so manche Ungerechtigkeit früherer Jahrhunderte dem kommenden überliefern will, beweist, daß auch die deutschen Frauen sich bewußt sind, ihre endgiltige Befreiung könne nur auf dem Boden des Rechts erfolgen.

Auch diese Befreiung ist anderswo weiter gefördert als bei uns. Schon hat eine Anzahl von außereuropäischen Staaten das eine Recht, ohne das die andern keine Garantie bieten, seinen Frauen gegeben: das Stimmrecht. Und in einem der bedeutendsten europäischen Staaten, in England, zeigte sich bei der letzten Debatte über das Frauenstimmrecht (3. Febr. 1897), daß die Mehrheit aller Parteien dafür war. Nur durch ein cynisches Mittel wußte die Minorität die entscheidende dritte Lesung der Frauenstimmrechtsvorlage zu verhindern. England hat einstweilen das beste Mittel gewählt, seine Frauen für die Verantwortlichkeit, die die vollen politischen Rechte mit sich bringen, reif zu machen; es verlieh ihnen nach einander das Gemeindewahlrecht (1869), das aktive und passive Schulwahlrecht (1870), das Recht, sich an den Grafschaftswahlen zu beteiligen (1888), und das aktive und passive Kirchspielwahlrecht (1893). Außer dem hohen Grade der in England vorhandenen politischen Bildung trugen zur Gewährung dieser Rechte die großen freiwilligen Arbeitsleistungen der Frauen auf socialem Gebiet das Wesentlichste bei.

Daß sich die Entwicklung in ähnlicher Weise in Deutschland vollziehe, daß auch hier die Reife für die letzten Ziele der Frauenbewegung, den Eintritt der Frauen als vollberechtigte, gleichwertige Glieder in das Staatsleben, das ohne sie dauernd den Stempel der Einseitigkeit tragen

muß, in der Lösung allmählich sich steigernder sozialer Aufgaben gewonnen werde, das ist der warme Wunsch aller derer, die einen tieferen Einblick in geschichtliche Entwicklungsgänge gewonnen haben. Der große Bund, der heute die thatkräftigsten deutschen Frauenvereine umfaßt, hat daher auch vor allem die Heranziehung der Frauen zu socialer Arbeit in Angriff genommen. Und energische Bestrebungen der Einzelvereine sind auf die Teilnahme der Frauen am Gemeindeleben gerichtet; von der ersten Stufe des menschlichen Gemeinschaftslebens, der Familie, soll die Frau an der Seite des Mannes mit hinübertreten auf die zweite, das Leben der Gemeinden. Kein Einsichtiger verschließt sich heute der Ueberzeugung, daß die Frau in zahlreichen Aufgaben der Kommunen eine unschätzbare Kraft sein könnte; einzelne Gemeinden beginnen sie auf dem Gebiet des Armen- und des Erziehungswesens mit bestem Erfolg zu verwenden. Ein Weiteres gebe die Zukunft. Sie wird den Frauen um so sicherer und schneller auch die Erfüllung ihrer letzten und höchsten Bestrebungen bringen, je mehr diese dem Sinne des Höffding'schen Wortes entsprechen: „Was die Frau verlangt, wenn sie sich ‚emancipieren' will, ist eigentlich das Recht, ihre volle Pflicht im Dienste der Menschheit thun, an den gemeinschaftlichen Aufgaben mitarbeiten zu können."





Weiblich.

Schön war die Zeit, da Bertha spann
Und Ritterkraft turnierte,
Das schönste Weib dem kühnsten Mann
Nach Recht und Brauch gebührte.

Wo Schönheit lag im Arm der Kraft,
Da gab es echte Flammen.
Familiensinn korallenhaft
Hielt jeden Clan zusammen.

Von Minnesang und Ritterdienst
War da die Frau getragen,
Und klein erschien ihr der Gewinst
Zu wetten und zu wagen.

Da blieb die Zarte fern vom Streit
In ihres Hauses Stille. —
Fahr wohl auf ewig, schöne Zeit
Der Einfalt, der Idylle.

Zerflattert ist das zarte Band,
Es wich das Schwert dem Seckel,
Ein Schiffbruch, ein Theaterbrand
Ist unser Fin de siècle.

Jetzt heißt es: rette sich wer kann!
Die Not lehrt mehr als beten.
Mit Ellenbogen ficht der Mann,
Die Frau — die wird zertreten.

Und ringt sich eine durchs Gewühl,
So ruft's von allen Seiten:
„Halt ein! du kränkst das Zartgefühl,
Dem Manne laß das Streiten!“

Ein Ritter aus der Starken Heer
Hat eine Schrift geschrieben:
„Wir Männer streiken,“ droht er schwer,
„Wir wollen nicht mehr lieben.“

Auch der Professor mischt sich drein
Und seufzt: „Das Weib entartet;
Bald wird es mißgebildet sein,
Der Liebe feind, bebartet.“

Getrost! Die Zeit hat ihren Lauf,
Mag der Professor schelten,
Es gehen neue Sonnen auf,
Und andre Münzen gelten.

Ein starkes Weib auf freiem Grund
Wie keines noch auf Erden
Dem Herrn der Welt zum neuen Bund
Wird es geboren werden.

Wird lieblich bleiben und geliebt
Mit bartlos weichen Wangen,
Und nie, solang es Männer giebt,
Vor ihrer Abkehr bangen.

Florenz. Isolde Kurz.





Der Journalistinnen-Beruf in England.

Von **Henriette Jastrow** (London).

Daß Frauen die Politik beeinflussen, ja sogar stellenweise „machen“, ist nichts Neues und ist keineswegs auf Frankreich beschränkt, an welches Land man dabei in erster Reihe denkt. Auch weibliche Journalisten sind nichts Neues. Daß aber eine Frau nicht nur politische Korrespondentin der dominierendsten Tageszeitung der Welt ist, sondern auch als solche auf die von ihr berichtete Politik einen so intensiven Einfluß ausübt, daß man fast sagen könnte, sie „mache“ Politik — diese überraschende Thatsache trat erst zu Tage, als das südafrikanische Komitee des englischen Parlaments über den „Jameson Raid“, d. h. den bewaffneten Einfall der Jameson-Truppe Anfang 1896 in das Gebiet der Buren, Gericht hielt. Der Korrespondent der „Times“ für südafrikanische Politik eine Frau, Miß Flora Shaw — das war bisher nur den Allereingeweihtesten bekannt. Für unmöglich gehalten

hätte man es freilich nicht auf der grünen Insel, wo der weibliche Journalist längst eine legitime Erscheinung ist. Es giebt kaum eine englische Tageszeitung von Ansehen, die nicht Frauen zu ihrem Redaktionsstab zählt, und zwar keineswegs etwa nur für Frauensachen. O nein, sie sind auf den allerverschiedensten Gebieten thätig, und oftmals auf solchen, in denen man sie am wenigsten vermutet. Wer denkt z. B. bei einem Börsenbericht, oder bei einem Bericht vom Kriegs-Schauplatz an weibliche Autorschaft? Und doch liest der Börsen-Jobber im Handelsteil eines gewissen Blattes allwöchentlich (ohne es zu ahnen) den Bericht einer Frau, und im letzten griechisch-türkischen Kriege fungierte ein weiblicher Kriegs-Korrespondent für eine Londoner Tageszeitung. Ebenfalls eine solche sandte auch zur Chicagoer Ausstellung eine Frau als Korrespondenten, deren Berichte über die Maschinenabteilung an Klarheit der technischen Darlegungen nichts zu wünschen übrig ließen. Wer viel im Parlamentsgebäude verkehrt, wird gewissen Frauen begegnen, die, obwohl das Geschlecht auf der Gallerie in mittelalterlicher Weise separiert ist, sich in der „lobby“ und auf der Terrasse mit rühriger Geschäftigkeit bewegen. Das sind Parlaments-Korrespondentinnen, zumeist für Provinz-Blätter; aber auch politische „leaders“ (Leitartikel) Londoner Zeitungen stammen häufiger als der Leser ahnt, aus weiblicher Feder. Ist doch auch der

Pariser — politische und allgemeine — Korrespondent einer großen Londoner Tageszeitung eine Frau, die, wie nebenbei erwähnt werden mag, ein jährliches Honorar von £ 800 für ihren täglichen Bericht beziehen soll.

Mit bemerkenswertem Erfolge scheint die Journalistin als Interviewer thätig zu sein. Sogar der berühmte Alte im Sachsenwalde öffnete sein Herz oder wenigstens seine Lippen einem weiblichen Gesandten, und die Bismarck-Interviews der Mrs. F. in der Pall Mall Gazette sind noch in bester Erinnerung. Auch Mr. Gladstone ist wiederholt von weiblichen Journalisten besucht worden — das Interviewen versteht sich ja dabei am Rande. Auch als Theater- und Musik-Recensentin und als Berichterstatterin über öffentliche Vorgänge fungiert die Frau häufig. Ein unendlich großes Feld nehmen die weiblichen Mitarbeiter in der Unterhaltungslitteratur der Wochen- und Monatsschriften ein. Dem Geschmack des Publikums gemäß steckt jede Nummer voll von kurzen Erzählungen, und nicht selten stammen die meisten von Frauen. Aber auch ernste Monatsschriften und solche von europäischem Ruf, wie „The Nineteenth Century" oder „The Fortnightly Review" haben kaum eine Ausgabe, in der nicht weibliche Mitarbeiter als Experten in litterarischen, socialen, politischen, medizinischen, legislativen, philosophischen oder selbst astronomischen Fragen zu Worte kämen.

Warum auch nicht? Sitzen doch Frauen im Ministerium und in der Stadtverwaltung, im Schulkollegium und im Armenrat, sind sie doch als Fabrikinspektorinnen mit eminentem Erfolge thätig, im Postfach längst eingebürgerte Beamte, Aerzte von Ruf, Statistiker von Bedeutung, stehen ihnen doch die Hochschulen des Landes offen und befähigen sie, sich den Wissenschaften zu widmen und mit Sachkenntnis darüber zu schreiben — und alsdann das Geschlecht ein Hindernis sein zu lassen, dazu wohnt dem Engländer ein zu großes Gerechtigkeitsgefühl inne! Warum auch sollte man das Gute nicht nehmen, wo es sich findet? Ja, man könnte sagen, daß die englische Journalistin sogar ein weiteres Feld hat, als ihr männlicher Kollege, denn es giebt ein Gebiet, das der Mann hier ängstlich meidet und der Frau als Domäne überläßt, das ist das Gebiet der Mode. Hier scheint auch der Höhepunkt der pekuniären Erfolge der Journalistin zu liegen, und zwar wird er von denen erreicht, welche sich der launischen Göttin mit jenem Enthusiasmus ergeben, der selbst über profane Dinge einen Glorienschein zu werfen vermag. Eine Jüngerin dieser Kunst, deren Feder allerdings eine außerordentliche Produktivität entfaltet, und deren Ruf als Mode-Berichterstatterin unerreicht dasteht, soll, wie es heißt, über das Einkommen eines Staatsministers gebieten, das wären 3 bis 4000 £ (60,000 bis 80,000 Mk.)

jährlich, eine andere, mit deren Thätigkeit zugleich die Entgegennahme von Mode-Inseraten für die betreffenden Blätter verbunden ist, soll sich des ebenfalls nicht zu verachtenden Einkommens von etwa 1500 £ (30,000 Mk.) erfreuen, und es scheint, daß dieses Feld im allgemeinen noch feinerer Bearbeitung und größerer Ergiebigkeit fähig ist.

So große Einkommen wie die obigen sind natürlich Ausnahmen, jedoch stehen sich Mitarbeiterinnen und Redaktricen angesehener Blätter je nach Art ihrer Thätigkeit und Produktivität ihrer Feder auf £ 300, 400, auch 500 oder 600 jährlich und darüber. Neben der festen Thätigkeit für ein bestimmtes Organ schreibt man meistens noch gelegentlich oder ständig für andere, und je angesehener das Hauptorgan, desto höher wird gewöhnlich der Mitarbeiter von den anderen Blättern eingeschätzt. Manche Arbeiten auch eignen sich zum Syndicieren, das heißt sie werden einem Syndikat übergeben, das denselben Artikel in mehrere Blätter lanciert. Der Löwenanteil geht allerdings dabei, wie so häufig, von dem Hersteller auf den Zwischenhändler über, doch ist diese Art der Mitarbeiterschaft immerhin in vielen Fällen noch lohnender als die Herstellung von Einzelberichten.

Befähigte und unternehmende Journalistinnen haben sich hier zu Lande auch schon längst als Herausgeberinnen versucht und bewährt. Verschiedene große Modejournale, so das vor-

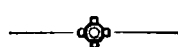
nehmste von allen „The Queen", werden von einer Frau herausgegeben, der wieder mehrere sub editors zur Seite stehen; ferner auch Zeitschriften anderen Stiles, die ausschließlich Fraueninteressen vertreten, wie The English Women's Review. Aber keineswegs ist die Thätigkeit der Frau als Herausgeberin auf Frauenblätter beschränkt, sondern Organe wie die Social Review, die Sunday Times u. a. haben weibliche Chef-Redakteure, und weniger bekannt, aber gewiß nicht minder interessant ist es, daß auch das berühmte Witzblatt „Judy" von einer Frau herausgegeben wird.

Die englischen Journalistinnen gehören auch zu den wenigen Gruppen berufsthätiger Frauen, die sich in einem „Professional Club" einen centralen Sammelpunkt geschaffen haben. Während die meisten „Ladies' Clubs" Londons „social clubs" sind, das heißt nur der Geselligkeit und dem Komfort dienen und mehr oder weniger für society ladies bestimmt sind, umfaßt der „Writers' Club" ausschließlich litterarisch thätige Frauen, denen er in der Nähe ihrer Berufsstätte Gelegenheit giebt, die für sie so wichtige Tageslitteratur zu verfolgen, Korrespondenzen oder andere Arbeiten zu erledigen, Mahlzeiten einzunehmen, Besuche zu empfangen u. s. w. Darum ist sein Heim auch nicht wie das jener anderen Klubs im vornehmen Westen gelegen, sondern statutengemäß ist es im Herzen des Zeitungs-

Eldorados, in der West City, in „Strand“. Und im Gegensatz zu den prunkvollen Räumen der West End Clubs bietet es bescheidene, aber anmutende Behaglichkeit, die neuerdings durch Erweiterung der Räumlichkeiten noch gesteigert worden ist. Auch dem Wunsch der nikotinbedürftigen Mitglieder ist bei dieser Gelegenheit durch Hinzufügung eines Rauchzimmers Rechnung getragen worden. Reges Leben herrscht im Writers' Club bis in die späte Nacht hinein. Wenn andere Sterbliche längst im Lande der Träume weilen, hält die Feder der Theater- oder Ball-Berichterstatterin in fliegender Eile den Eindruck des eben Geschauten auf dem Papier fest, denn der Leser will des Morgens wissen, wie das neue Theaterstück ist, oder wie die Toiletten auf dem Lord Mayors Ball waren, und fragt nicht viel, wann es für ihn geschrieben wird.

Männliche Besucher sind im Klub nicht nur an bestimmten Tagen, sondern jederzeit zugelassen, und finden sich namentlich zu den „at homes“ am Freitagnachmittag zahlreich ein. Diese „Friday Teas“ des Writers' Club sind zu einer gewissen Berühmtheit geworden; nicht selten trifft man M. Ps. (Members of Parliament) und andere einflußreiche Persönlichkeiten, selbst editors (Chef-Redakteure) in hocheigener Person, und die am Freitag eingeleiteten Konnexionen haben schon manchmal auf die Gestaltung einer Carriere maßgebenden Einfluß ausgeübt.

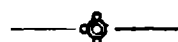
Neben dem Writers' Club — der ja nicht bloß Journalistinnen, sondern überhaupt litterarisch thätige Frauen umfaßt — ist noch eine ausschließliche Vereinigung der Journalistinnen von Beruf, nämlich „The Society of Women Journalists", der Förderung der Standesinteressen gewidmet, „die weiblichen Journalisten im eigenen Lande und außerhalb zu gegenseitigem Schutz und zu gegenseitiger Förderung zu vereinigen, das sociale und wirtschaftliche Interesse der Mitglieder wahrzunehmen und die Würde des Standes hochzuhalten". Die sich aus aller Herren Ländern zusammensetzende Mitgliederschaft ist gewiß der beste Beweis, welcher Wertschätzung sich der Verein unter den Berufsgenossinnen erfreut. Freundschaftliche Beziehungen bestehen zwischen dem „Club" und der „Society", und beide gedeihen vortrefflich. Ist doch der Kreis der schreibenden Frauen in England ein unglaublich großer, und selbst die Zahl der zünftigen Journalistinnen wird im Inselreiche auf gegen tausend geschätzt.

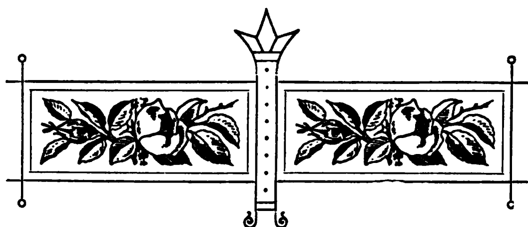


Spruch.

Zur Tafel des Glücks ist nicht jeder geladen,
Doch schmeckt auch dem Hunger das schwarze Brot.
Und wie beglückt im Gespinste der Not
Das Herz oft ein einziger goldner Faden!

Frankfurt a. M. Elisabeth Mentzel.





Die Aufgabe der Mädchengymnasien.

Von Dr. **Käthe Windscheid** (Leipzig).

Die deutschen Mädchengymnasien, mit deren Gründung im Jahre 1893 begonnen wurde, und die ihre Erhaltung der opferfreudigen Thätigkeit von Frauenvereinen verdanken, sind keine Einzelerscheinungen auf dem Gebiete unseres socialen Lebens. Sie bilden ein Glied der großen und mächtigen Frauenbewegung, die, immer weitere Kreise ergreifend, eines der charakteristischsten Merkmale des scheidenden 19. Jahrhunderts ist. Wird die Frage nach der Notwendigkeit der Mädchengymnasien von diesem Standpunkte aus betrachtet, so rückt sie in ein ganz anderes Licht, und es werden eine Reihe von Gesichtspunkten gewonnen, die zur Begründung ihrer Existenzberechtigung beitragen dürften. Der Geist, welcher durch die gesamte Frauenbewegung geht, drängt unaufhaltsam nach erhöhter und erweiterter Beteiligung der Frauen an den Kulturaufgaben ihrer Zeit. Diese Forderung, welche

seit dem Bestehen der Frauenbewegung deren Grundlage bildete, ist zum großen Teile erwachsen aus den veränderten socialen Verhältnissen. Es ist ein großes Quantum von Frauenarbeitskraft frei geworden, das nach Bethätigung drängt und damit hängt wieder zusammen, daß die Frauen sich jetzt in erhöhtem Maße ihrer socialen Pflichten gegen ihr eigenes Geschlecht bewußt werden. Es bedeutet dies kein Heraustreten aus den von der Natur gesteckten Grenzen, sondern das Erreichen einer höhern Stufe der Kulturentwicklung seitens des weiblichen Geschlechtes. Wenn das höchste Ziel des Menschen die Bethätigung aller in ihm liegenden Fähigkeiten ist, so haben die Frauen wohl ein Recht darauf, daß diejenigen ihrer Fähigkeiten, die bisher brach lagen, jetzt zur Ausbildung gelangen.

Es sind demgemäß in der Frauenbewegung eine Reihe von Einzelbestrebungen hervorgetreten, deren Vertreterinnen es sich zur Aufgabe machen, einen besonderen Teil des großen Ganzen zu fördern. So hat sich innerhalb der letzten Jahre die Frage der gymnasialen Mädchenbildung als selbständiges Gebiet ausgestaltet und um so größere Bedeutung erlangt, als sie in engstem Zusammenhange mit der Studienfrage der Frauen überhaupt steht. Durch den oben besprochenen Wunsch der Frauen, eine erweiterte Berufsthätigkeit zu gewinnen, wurde die Heranziehung von solchen Berufsarten bedingt, welche eine

wissenschaftliche Ausbildung zur Voraussetzung haben. Es kommen zunächst die Zweige in Frage, welche den Frauen ein ganz besonderes reiches Feld der Wirksamkeit zum Wohle ihres Geschlechtes verheißen. Es sind dies die Berufe der Frauenärztin, der Oberlehrerin. Ueber die dringende Notwendigkeit von Aerztinnen, über die Forderung, daß den jungen Mädchen auf der Oberstufe in erhöhtem Maße weiblicher Einfluß zu teil werde, ist bereits viel geschrieben und gesprochen worden, und wenn auch auf diesem Gebiete Fortschritte zu verzeichnen sind, so stellen sich den Frauen doch immer noch große Hindernisse in den Weg. Diese wichtige Frage, den Eintritt der Frauen in die wissenschaftlichen Berufszweige zu fördern und der Lösung entgegen zu führen, ist die Aufgabe der Mädchengymnasien, der Zweck ihrer Gründung. Dies ist das Band, durch welches sie mit der Frauenbewegung als Ganzem auf das engste verbunden sind. Wenn nämlich die Frauen sich in den genannten Berufsarten den Männern gleichwertig an die Seite stellen wollen, so ist es notwendig, daß sie denselben Bildungsgang durchmachen wie ihre männlichen Kollegen. Die Ausbildung zu diesen wissenschaftlichen Berufen kann jedoch nur auf der Universität geschehen, in einem gemeinschaftlichen Studium beider Geschlechter. Da nun der Staat die Zulassung zur Universität an den Nachweis gymnasialer Vorbildung knüpft, so

sind die Mädchengymnasien die erste Stufe, die Vorbedingung zum Eintritt der Frauen in wissenschaftliche Berufszweige.

Es ist nun vielfach die Frage aufgeworfen worden: Eignet sich die Frau in psychischer und physischer Beziehung für eine solche Vorbildung, für die Ausübung dieser Berufsarten? Wird sie nicht im Kampfe unterliegen? Darauf ist zu antworten, daß es ein völlig unfruchtbares Bemühen ist, solche Frage in der Theorie beantworten zu wollen. Nur die Erfahrung kann hier Belehrung geben. Niemand vermag bis jetzt zu ermessen, wie der Körper und der Geist der Frau sich im Laufe der Zeit Leistungen gegenüber, die bis jetzt noch nicht verlangt wurden, verhalten werden. Eins sind wir aber schon heute berechtigt zu sagen: wenn die zu Gebote stehende Erfahrung auch noch nicht sehr groß ist, so hat doch die kleine Schar der bereits in diesen Berufen thätigen Frauen gezeigt, was Frauen auf diesen Gebieten zu leisten vermögen. Auch die bestehenden Mädchengymnasien, von denen das Berliner bereits eine Reihe von Abiturientinnen ausgebildet hat, während das Leipziger seine ersten Schülerinnen Michaelis 1898 ins Maturitätsexamen zu senden gedenkt, haben bewiesen, daß Frauen sehr wohl im stande sind, sich eine gymnasiale Ausbildung zu erwerben. Wenn unsere Mädchengymnasien sich auch erst am Anfang ihrer Entwicklung befinden und noch man=

ches Stadium durchlaufen werden, so haben sie ihre Existenzberechtigung in diesen ersten Jahren des Ringens doch schon bewiesen. Auch nach außen hin hat sich die Frage in günstiger Weise gestaltet. Nicht nur daß die Zahl der Schülerinnen stetig wächst, drei deutsche Bundesstaaten, Preußen, Sachsen und Baden haben die Frauen zum Maturitätsexamen zugelassen, und wenn auch die logische Folgerung aus diesem Schritte, die Immatrikulation der Studentinnen an den deutschen Hochschulen, noch nicht von den Regierungen gezogen worden ist, so wird doch auch dieses Ziel in absehbarer Zeit zu erreichen sein.

Die Erfahrungen, welche bis jetzt mit der gymnasialen Mädchenbildung gemacht worden sind, erstrecken sich auf einen Zeitraum von fast fünf Jahren, und wenn diese Zeit auch in pädagogischer Hinsicht eine kurze ist, so ist man doch im stande gewesen festzustellen, wie sich Geist und Körper der jungen Mädchen den Anforderungen einer humanistischen Ausbildung gegenüber verhalten. Es soll hier von den Erfahrungen die Rede sein, welche mit dem System gemacht wurden, das in den Berliner und den Leipziger Gymnasialkursen befolgt wird. Diese Anstalten haben einen vierjährigen Kursus und nehmen ihre Schülerinnen nach absolvierter höherer Mädchenschule auf, von dem Grundsatze ausgehend, daß der Eintritt in das Gymnasium

freier Entschluß des Mädchens sein soll, und kein bloß von den Eltern gewollter oder gar erzwungener Schritt. Ein zwölfjähriges Kind besitzt aber in der Regel noch nicht die nötige geistige Reife für einen solchen Entschluß, auch ist bei ihm kaum in genügender Weise zu erkennen, ob es sich in geistiger und körperlicher Beziehung für gymnasiale Ausbildung eignet. Bei einem älteren Mädchen hingegen, das schon eher fähig ist, hinsichtlich seiner Zukunft einen Plan zu fassen, fallen diese Bedenken hinweg. Es dürfte sich empfehlen, an dem Prinzipe festzuhalten, daß die Schülerin Vorbildung auf einer höheren Mädchenschule genossen haben muß, ehe sie die gymnasialen Studien beginnt. Allerdings ist hervorzuheben, daß die Lernzeit von vier Jahren, die sich bis jetzt als genügend erwiesen hat, nur bei kleinen Klassen und einem auserlesenen Schülerinnenmaterial durchführbar ist. Sobald die Mädchengymnasien sich stärker füllen, was mit der Zulassung der Frauen zu den medizinischen und philologischen Staatsprüfungen eintreten wird, dürfte sich eine längere Lernzeit von fünf oder sechs Jahren als notwendig erweisen. Es ist die Schnelligkeit des Lernens dann nicht mehr nach wenigen hervorragend veranlagten Schülerinnen zu bemessen, sondern nach einem Durchschnittsmaß von Begabung für gymnasiale Ausbildung. Diese längere Lernzeit könnte, wie es ja auch in dem geplanten Breslauer Mädchen-

gymnasium in Aussicht genommen war, in der Weise zu bewerkstelligen sein, daß die beiden letzten Jahre der höheren Mädchenschule für die gymnasialen Studien mit herangezogen würden. Die Mädchengymnasien befolgten dann dasselbe Prinzip wie die jetzt schon in verschiedenen Städten errichteten Reformknabengymnasien, die, mit Französisch als erster Fremdsprache beginnend, nur einen sechsjährigen lateinischen Lehrgang haben.

Was nun die Fähigkeit des weiblichen Geschlechtes betrifft, sich die erforderlichen Kenntnisse in den eigentlichen gymnasialen Fächern, in Griechisch, Lateinisch und Mathematik anzueignen, so sind in dieser Hinsicht durchaus günstige Resultate erzielt worden. Es zeigt sich auch hier wieder die Wahrheit der Behauptung, daß die intellektuelle Begabung keine durch das Geschlecht bedingte, sondern rein individueller Natur ist. In den klassischen Sprachen können die Frauen, wie die schon abgehaltenen Prüfungen beweisen, ebenso Tüchtiges leisten wie die Abiturienten eines Knabengymnasiums. Sie vermögen es, einzudringen in den Geist des klassischen Altertums und dessen Bildungswert zu erfassen. Auch der Unterricht in Mathematik bietet, ganz wie im Knabengymnasium, nur diejenigen Schwierigkeiten, welche durch die individuelle Veranlagung bedingt sind. Die Behauptung, daß es den Frauen als solchen unmöglich

sei, die Gesetze der Mathematik zu erfassen, ist in das Reich der Fabel zu verweisen. Einigen Schülerinnen, besonders oft solchen, die hervorragend sprachlich begabt sind, wird es schwerer, sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben, während andere gerade in diesem Fache hervorragend Tüchtiges leisten. Indessen kommt es nicht selten vor, daß sprachliche und mathematische Begabung in gleichem Maße vorhanden sind. Auch ist Mathematik bei den jungen Mädchen durchaus kein unbeliebter Lehrgegenstand, sondern ein Fach, für das viele eine ganz besondere Vorliebe hegen. In den anderen Fächern bringen die Schülerinnen schon ganz tüchtige Kenntnisse mit, und es handelt sich nur um Ausbau und Erweiterung derselben. Auch hier ist hervorzuheben, daß, wie z. B. im Deutschen und in Physik, die geistigen Fähigkeiten der Schülerinnen den erhöhten Ansprüchen durchaus gewachsen sind und sie sich auch diesen Gegenständen mit Lust und Liebe widmen.

Das ist es überhaupt, was den Unterricht in Mädchengymnasien zu einem so erfreulichen gestaltet, die große Lernfreudigkeit der Schülerinnen. Es wird dies von den Lehrern, im Gegensatze zu der bei den Knaben oft herrschenden Gleichgiltigkeit, auf das angenehmste empfunden, und erleichtert ihnen ihre Aufgabe ganz wesentlich. Jeder Lehrer weiß, wie viel belebter und fördernder sich der Unterricht gestaltet, wenn die

Schüler aus innerem Antriebe sich den Wissensstoff zu eigen machen wollen, als wenn sie dazu gezwungen werden müssen. Es geht ein frischer Zug des Strebens durch unsere Mädchengymnasien, der ihnen hoffentlich erhalten bleibt. Diese Freude an der Arbeit, an der Erwerbung von Kenntnissen ermöglicht es auch den Schülerinnen, die mit der Arbeit unleugbar verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden. Es gehört schon ein ziemlich großes Maß von Ausdauer und Festigkeit dazu, um bei den täglichen Anforderungen des Unterrichtes nicht zu ermatten, aber der feste Vorsatz, das Ziel zu erreichen, die Lust am Lernen beleben die Kräfte immer wieder von neuem. Die Arbeit nimmt allerdings den ganzen Menschen in Anspruch, darin liegt ja aber gerade ihre erziehliche Kraft.

Ein gesundes, kräftiges Mädchen ist bei gehöriger Pflege jedoch sehr wohl im stande, diese Anstrengung auszuhalten. Freilich muß neben dem Geiste auch der Körper sein Recht behalten, damit die alte Forderung: mens sana in corpore sano, verwirklicht werde. Die neuere Pädagogik ist ja immer mehr zu der Erkenntnis gekommen, daß die Pflege der körperlichen Uebungen einen wichtigen Teil ihrer Aufgabe bildet. Auch die Leiterinnen der Mädchengymnasien dürfen sich dieser Pflicht nicht entziehen. Sie müssen darauf hinzuwirken suchen, daß die Mädchen die Anforderungen des Körpers nicht vernachlässigen;

Turnstunden im Winter, Turnspiele und Radfahren im Sommer kräftigen den Körper und verleihen dem Geiste neue Spannkraft.

Die Mädchengymnasien haben jedoch eine doppelte Aufgabe zu erfüllen. Sie sind berufen, nicht nur Unterrichtsanstalten, sondern auch Bildungsstätten im höchsten Sinne des Wortes für unsere heranwachsende weibliche Jugend zu sein. Sie sind berufen, mitzuhelfen an einer großen und wichtigen Arbeit, an der Erziehung und Ausbildung der jungen Mädchen nach beendeter Schulzeit. Daß diese in Deutschland bis jetzt noch sehr im argen liegt, ist allen bekannt, welche sich mit diesen Fragen beschäftigt haben. Auf die planvolle und geregelte Arbeit der Schuljahre folgt in sehr vielen Fällen ein gehaltloses Dasein, dessen Inhalt Vergnügungen und eine ganz oberflächliche Art des Lernens bilden. Es ist mit allem Ernste danach zu streben, daß diese Verhältnisse sich bessern. Mehr und mehr muß sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß die Lernzeit der Tochter nicht mit der Schule aufhören soll, daß sie einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung bedarf, wie man sie dem Sohne ohne weiteres gewährt. Es ist ein bitteres Unrecht, das man strebsamen jungen Menschenseelen anthut, wenn man ihnen in den kritischen Jahren von 16—20, wo der Geist sich den Banden der Kindheit zu entringen beginnt, geistige Nahrung vorenthält. Die Mädchen-

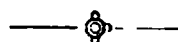
gymnasien mit ihrer strengen systematischen Schulung sind vorzüglich geeignet, den jungen Mädchen das zu geben, wonach ihr Geist verlangt, ein planvolles Erwerben von Kenntnissen, eine Bethätigung ihrer geistigen Kraft. Wenn auch in erster Linie zur Vorbildung auf einen wissenschaftlichen Beruf gegründet, sollen sie doch ebenfalls eine Stätte sein für solche Mädchen, die in ernster Arbeit sich weiter zu bilden streben. Nicht alle treten, wie die Erfahrung gelehrt hat, ein, weil sie später ein Studium ergreifen wollen, viele, weil der Drang zum Lernen sie treibt, den sie, wie die Verhältnisse jetzt liegen, nirgends anders in dieser Weise befriedigen können. Und wenn auch nicht alle später der Wissenschaft dienen, so darf uns das nicht bekümmern, wie ja auch im Knabengymnasium nicht alle dieses Ziel erreichen. Die jungen Mädchen haben gelernt, streng und systematisch zu arbeiten, sie haben sich eine Fülle von Kenntnissen erworben, ihr geistiger Horizont hat sich erweitert und sie werden, sollte das Schicksal sie einst diesem Berufe zuführen, nur um so besser und einsichtsvoller ihre Pflichten als Gattinnen und Mütter erfüllen.

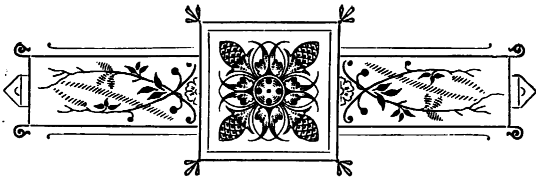
Das Bildungsziel der Mädchengymnasien ist somit, nach der Verstandesseite betrachtet, eine strenge logische Schulung des Geistes und das Erwerben jener Bildung, welche auch die Knabengymnasien anstreben, jener echten Humanitas,

deren stolzen Namen unsere Gymnasien noch heutigen Tages tragen. Auf das engste verbunden mit dieser Aufgabe ist eine zweite, durch deren Vereinigung mit der ersteren das wahre Erziehungsideal erstrebt wird, die Verpflichtung, zu wachen über die Charakterbildung der jungen Mädchen, ihnen die Ueberzeugung mit auf den Lebensweg zu geben, daß nicht Wissen allein frei macht, sondern Charakter mit Wissen verbunden. „Charakter", sagt Feuchtersleben in seiner Diätetik der Seele, „ist ein vollkommen gebildeter Wille". Bei der heranwachsenden Jugend die Kraft des Willens zu stärken und dem Rechten zuzuwenden, ist heilige Pflicht der Erziehung. Besonders not thut unseren jungen Mädchen, deren Arbeit später ein Hinaustreten in die Oeffentlichkeit bedingt, die Erziehung zu jener wahren Freiheit, die ihre Bethätigung nicht im Ueberschreiten der Grenzen, sondern im Einhalten derselben sucht, zu Menschen, die frei sind, weil sie gehorchen gelernt haben.

Geben wir ihnen dazu noch ideale Ziele, weisen wir sie hin auf die großen Aufgaben, welche der Frauen harren, öffnen wir ihren Blick für die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung, so werden wir Frauen erziehen, denen Wissen allein nicht als das höchste in der Welt erscheint, die es nur als Vorbedingung, als Grundlage für ihre Arbeit im Dienste der Gesamtheit betrachten. Solche Frauen brauchen

wir, wenn das was erstrebt wird in Erfüllung gehen, das weibliche Geschlecht sich in selbständiger Entwicklung neben das männliche stellen soll. Es ist die Pflicht der Mädchengymnasien, ihre Schülerinnen in diesem Sinne zu erziehen und eine reiche Fülle von Entwicklungsmöglichkeiten öffnet sich vor unserem Blicke, wenn die Aufgabe dieser Anstalten in solchem Sinne aufgefaßt wird. Es wird angebahnt, was das herannahende 20. Jahrhundert hoffentlich vollenden wird, daß wir sehen, wie die Frau in friedlichem Wettbewerb mit dem Manne steht, auf gleicher Grundlage fußend, gleichen und doch verschiedenen Zielen zustrebend. Es wird die verantwortungsvolle Aufgabe der in den Gymnasien heranwachsenden weiblichen Jugend sein, das, was sie für ihren Beruf erlernt, zu weihen, indem sie es in den Dienst der großen gemeinschaftlichen Arbeit, der Förderung und Hebung des weiblichen Geschlechtes stellen. Wenn die Mädchengymnasien es vermögen, ihre Schülerinnen zu diesem hohen Standpunkte heranzubilden, so haben sie ihre Aufgabe in zweifacher Weise erfüllt, sie haben nicht nur Kenntnisse übermittelt, sondern auch strebende Menschen erzogen.





Ein Wiedersehen.

Skizze von **Gabriele Reuter** (München).

Martha und Gottfried standen auf dem Bahnhof, ihre Schwester zu erwarten.

„Ihre Schwester zu erwarten; das klingt, als wäre es gar nichts,“ sagte Martha zu ihrem Bruder. „Wie viele Leute erwarten täglich auf unzähligen Bahnhöfen eine Schwester . . . Und was bedeutet es doch für uns, Friedel!“

„Ja — was bedeutet es für uns!“ wiederholte der Bruder in demselben Tonfall, aber mit dem seltsam seelenlosen Klang eines Echos.

„Weißt du auch noch, Friedel, was ich dir alles gesagt habe?“

Der junge Mensch nickte mit dem Kopf, hob den Zeigefinger und memorierte wichtig: „Wenn Lucie kommt, ihr die Hand küssen, dem Schwager guten Tag sagen, und das Gepäck nehmen . . . und . . . und . . .“

„Und schön aufpassen, wo wir hingehen . . .“

„Immer aufpassen, wo ihr hingeht . . . Ich

weiß schon — habe alles behalten! Friedel verliert nichts!“

„Siehst du wohl! Wie klug mein Friedel ist! Wie brav er zuhört!“

Das Mädchen nahm die große braune Hand des jungen Menschen in die ihre, und streichelte sie sachte.

Ein Ausdruck von Freude verbreitete sich über das Gesicht des Bruders, der dem Körper nach ein Mann war, ein großer, breitschulteriger Mann mit einem kräftigen Schnauzbart. Die gebückte Haltung des Kopfes dagegen, die hängende Unterlippe, die unsichern Bewegungen der Hände hatten etwas Greisenhaftes, und der Blick der Augen war blöde, wie bei einem sehr kranken Kinde.

Die Leute, welche in der großen Bahnhofhalle umherstanden, blickten mitleidig auf das Paar. Und doch sahen sie beide so glücklich aus.

Gleich einem fruchtbaren, köstlichen Gewitterregen war die große Freude auf sie herniedergerauscht, die Nachricht, daß Lucie heimkehren und sie besuchen wolle: die Schwester, die vor zwölf Jahren als Gouvernante jung und hübsch und lustig und kühn in die Welt hinausgezogen war, sich das Leben zu erobern. Und sie hatte es erobert. Die weite Ferne hatte sich der Lucie aufgethan. Anfangs ging sie nur nach England. Dann siedelte sie mit der Familie, in der sie lehrte, nach Hongkong über. Dort verheiratete

sie sich, ging mit ihrem Manne nach den Vereinigten Staaten, und folgte ihm schließlich nach Colombo, wo er ein großes Handelshaus gründete und viel Geld verdiente. Einmal hatte sie einem Chinesenaufstand beigewohnt und war nur auf unverhoffte Weise einem gräßlichen Tode entronnen. In Boston hatte sie ein großes Haus gemacht und die Spitzen der amerikanischen Intelligenz um sich versammelt. Dann hatte sie selbständig die weite Reise nach Ceylon unternommen, weil ihr Mann anfangs allein dort den Boden geebnet hatte.

Was für ein freier, kühner Mensch mußte aus der kleinen ehrgeizigen Lucie geworden sein, dachte Martha. Kein Wunder, daß sie es nicht besonders liebte, sich mit Briefen abzugeben.

Auch jetzt hatte sie ihre Ankunft nur durch ein Telegramm gemeldet. Ganz wie die Menschen da draußen werden: rasch und energisch von Entschlüssen, keine Vorbereitungen, keine langen Erwägungen. Prachtvoll!

Wie das auf Martha wirkte! Wie ein fortwährendes Feuer brannte die Sehnsucht nach einem so bewegten und thatenreichen Leben in ihrer Seele. Keinen Tag in diesen zwölf Jahren ließ die Erinnerung an die Schwester sie ruhen ... Sie, die hatte daheim bleiben müssen, den kranken Vater pflegen und zur Ruhe geleiten, den blöden Bruder versorgen. Schließlich: einer muß sich immer opfern in der Familie. Sie hatten auch

gar keinen Streit darum gehabt, die Schwestern — es hatte sich ganz natürlich gegeben damals. Martha hätte keinen Augenblick gedacht, daß es anders hätte sein können. Lucie verstand immer sich durchzusetzen. Und Vater und Friedel unter Lucies Fürsorge sich vorzustellen — ach die Aermsten!

„Friedel — Friedel! Da hinten — siehst du den weißen Dampf . . . hörst du wie der Boden schüttert . . . das ist der Schnellzug von Italien . . . Jetzt kommt unsre Lucie, Friedel!“

Martha war es gewohnt, alles was sie bewegte, mit dem Bruder zu teilen, sie ermaß kaum mehr, wie weit er sie verstand. Wie ein einsamer Mensch sich gewöhnt mit einem treuen Hunde zu reden, und auch zufrieden ist, wenn das Tier als Zeichen der Aufmerksamkeit mit dem Schweife wedelt.

Und: „jetzt kommt unsre Lucie,“ wiederholte der Blöde zufrieden.

Der Zug dröhnte, stampfte in die riesige Halle — eine schier endlose Kette von Wagen. Martha brauste das Blut im Kopf vor Glück.

Die Schaffner rannten hin und her, die Thüren wurden aufgerissen, ein Strom von Menschen ergoß sich auf den Perron. Martha überflog sie alle mit hungrigen Augen. Ob sie und Lucie sich wiedererkennen würden? Vor einem Coupé erster Klasse standen zwei Packträger, einer davon sprang auf das Trittbrett und reichte

seinem Gefährten eine Fülle von Gegenständen, ohne daß man noch irgend einen Reisenden erblickte. Es quoll förmlich aus der Thüröffnung: Farbige, seidene Decken und Kissen, stahlblitzende Reisenecessaires, Schirme, Fußbänkchen, Taschen und Shawls. Der Mann im blauen Kittel war schon beladen wie ein Weihnachtsmann. Von den Gegenständen wehte eine Wolke scharfer exotischer Düfte zu Martha herüber. Sie kannte das Parfüm, es haftete auch Luciens Briefcouverts an. Mit einem Jubelschrei sprang sie zum Wagen.

„Lucie, meine Lucie!“ Eine junge Frau, die bisher ruhig in den Polstern gelehnt, und nur mit den Bewegungen ihrer Hand die Räumung ihres Gepäckes geleitet hatte, erhob sich und streckte der Schwester die Arme entgegen.

„O nein, wirklich! Da bist du ja, mein Mädchen! wie gut du aussiehst!“

Die Schwestern küßten sich. Während der Begrüßung wurde der jungen Frau von hinten ein Pelzkragen um die Schultern gelegt.

„Es zieht hier, meine Liebe,“ sagte ihr Gatte besorgt. „Versparen wir uns die weitere Wiedersehensfreude bis zum Wartezimmer. Du hast doch einen Wagen, liebe Martha?“

Einen Wagen — nein, den hatte sie nicht.

„Wir laufen immer, Friedel und ich . . . Aber es giebt ja auch Droschken!“ Friedel, wo steckst du denn?“

Friedel hatte inzwischen versucht, dem Gepäckträger einige von den Sachen zu entreißen. Der Mann, der nicht recht wußte, wen er vor sich hatte, wehrte ab. Friedel begann, da er in Augenblicken der Erregung stets die Herrschaft über die Sprache verlor, unheimliche, gurgelnde Laute auszustoßen.

„Warum hast du ihn mitgebracht?“ flüsterte Lucie.

„O, er wollte euch doch auch begrüßen! Er begleitet mich immer. Komm Friedel. Hast du vergessen —?“

Der Bruder sprang herbei, ergriff die Hand der jungen Frau und küßte sie mit einer rührend unbeholfenen Ritterlichkeit.

Dann ging er auf den Schwager zu, schüttelte ihm langsam und feierlich die Rechte, und wandte sich dem Packträger wieder zu.

„Ich verliere nichts!“ beteuerte er.

Martha nahm dem Manne eine Decke und ein Schirmpaket ab und blickte ihm dabei mit einem schnellen, bittenden und verständnissuchenden Blick in die Augen — einem Blick, den sie noch niemals vergebens angewendet hatte. Sie übergab Friedel die Gegenstände, der sich nun mit dem Manne in ein Gespräch über seine oft erprobte Zuverlässigkeit einließ und von ihm mit väterlicher Fürsorge durch das Menschengedränge bugsiert wurde.

„Habt ihr denn keine geschlossenen Wagen

hier?" fragte der Schwager, während sie zur Bahnhofshalle hinaustraten.

„Ich habe im Sommer immer nur diese Halben gesehen," sagte Martha, verloren in den Anblick der Schwester. Wie jung und hübsch Lucie noch war! Wie reizend angezogen! Und mit welcher vornehmen Sicherheit sie sich bewegte!

Inzwischen hatte der Packträger eine geschlossene Droschke geholt. Der Schwager bekrittelte mit gerunzelten Brauen das Gespann und die Pferde. Lucie lehnte sich mit geschlossenen Augen in die Kissen. „Verzeih, aber ich bin kein Mensch, ehe ich nicht mein Bad und meinen Thee gehabt habe. Wo ist mein Riechsalz, Arthur?" (Sie sprach den Namen ihres Mannes englisch aus, obgleich er ein Deutscher war.) „Ich fürchte, ich bekomme Kopfweh."

Die Geschwister bewohnten ein eignes kleines Häuschen, draußen in der Vorstadt — ein bescheidenes kleines Besitztum, das in die einst dörfliche Umgebung gepaßt hatte, nun aber von stolzen, städtischen Villen rings umher fast erdrückt wurde.

Friedel, der Schirm und Decke mit ängstlicher Fürsorge auf seinen Knieen hielt, beugte sich gegen Lucie vor und sagte vergnügt: „Jetzt paß auf, jetzt kommt unser Schloß, und darin ist eine goldene Stube und in der goldnen Stube wohnt Friedel Vorberg! Friedel Vorberg ist der verzauberte Prinz, in der goldnen Stube!"

„Ja, ja, Friedel," sagte Lucie freundlich verlegen abwehrend, und wandte sich der Schwester zu. „Er sieht gut aus, so sonnverbrannt und kräftig — und so zufrieden — eigentlich nicht abstoßend . . ."

Martha warnte mit dem Blick.

„Soll mein Friedel auch nicht zufrieden sein! Er hat doch alles, was er sich wünscht! Und er hilft mir so viel! Du kannst dir nicht denken, was er alles thut! Er hackt das Unkraut im Garten und sammelt die Schnecken von den Rosen, gelt Friedel?"

Der Blöde nickte mit einem Ausdruck von Stolz, der sein häßliches, armes Gesicht förmlich verklärte.

„Wenn ich nicht da wäre, könnte die Martha gar nicht leben," sagte er in seiner stoßenden, stotternden Sprachweise.

Lucie legte die Hand über die Augen. Der Schwager blickte zum Wagenfenster hinaus.

Und Martha lächelte dem Friedel zu.

— — — — — — — — — —

„Ich habe auf der Veranda decken lassen," sagte Martha, als sie angelangt waren. Es ist ein so schöner Tag heut! Aber ihr Lieben macht es euch wohl erst bequem nach der weiten Fahrt?"

„O ja — und kann ich ein Bad haben?"

„Gewiß. ich habe schon dafür gesorgt," rief Martha lachend. „Ich kenne ja eure Gewohnheiten drüben in den Kolonien."

„Du —? aber woher?"

„Ja, aus deinen Briefen freilich nicht," rief Martha neckend. „Glücklicherweise giebt es noch andere Quellen, die mir einen Begriff gegeben haben, wie mein Schwesterchen ungefähr leben mochte." —

Sie führte die Geschwister in das für sie bereitete Zimmer und ging dann ungeduldig wartend, einiges noch ordnend hin und her.

Eine halbe Stunde verstrich, aus der halben Stunde wurde eine ganze und mehr. Was konnte Lucie nur so lange zu thun haben? Hatte sie denn gar kein Verlangen nach der Schwester? Schließlich schickte Martha Friedel in den Garten. Er folgte trübselig und etwas unwillig. Sie griff zu einem Journal. Aber es konnte ihr Interesse nicht fesseln.

Lucie kam endlich in einem losen Gewande aus gelbrosa Seide, mit bunten Schmetterlingen und Blüten gestickt. Doch fand sie es in diesem Kleide zu kühl auf der Veranda. Arthur ging, ihr den Pelzkragen zu holen. Dann wurde von ihr beschlossen, den Thee doch lieber im Wohnzimmer zu nehmen. Als Martha dies arrangiert hatte, meinte Lucie, Thee wäre überhaupt vielleicht nicht das Richtige, sondern ein Glas Wein. Martha schaffte Wein aus dem Keller herbei und Lucie entschied sich darauf für Sodawasser mit einigen Tropfen Cognak. Dazwischen mußte ihr Mann in der Reisetasche nach dem Riechsalz suchen, ihr die Kissen zurecht legen.

Martha beobachtete verwundert, wie sorgsam er seiner Frau das Getränk mischte, sich von ihr hierhin und dorthin schicken ließ. Dieser Kammerdiener seiner Frau war der energische Gründer eines großen Handlungshauses? Seltsam!

„Daß du Zeit findest, deine Frau so aufmerksam zu pflegen!“ bemerkte Martha.

„Zu Haus geht das natürlich nicht so,“ antwortete er lächelnd.

„Da haben wir ja unsre Hindus,“ sagte Lucie.

„Richtig die Hindus! Lucie, bin ich begierig, von der fremden Welt da draußen zu hören!“

„Ach, es ist überall so ziemlich dasselbe,“ sagte Lucie. „Siehst du Arthur, du hättest mir erlauben sollen, Bambe mitzunehmen. Ich bin einmal nicht daran gewöhnt, mir das Haar allein zu machen. Davon ist mein Kopfweh!“

„Aber Kind, diese Indierinnen holen sich in Deutschland unfehlbar die Lungenschwindsucht. Es wäre doch grausam gewesen, Bambe dem auszusetzen.“

„Ach, das ist so eine Behauptung von euch Männern. Bambe wünschte ja selbst mitzukommen. Sie wird Sehnsucht nach mir haben. Diese braunen Mädchen sind von einer Ergebenheit! . . .“

„Nun, lieber Schatz,“ rief Martha, „wir wollen versuchen, dir Bambe nach Kräften zu ersetzen. Du bist ja auch in so viel verschiedenen Situa-

tionen im Leben gewesen ... Bei dem Chinesenaufstand damals konntest du wohl auch keine Kammerzofe mitnehmen!"

„Nein, damals mußte Arthur mir alle Dienste thun."

„Ja," rief Arthur lachend, „und es war gut, daß ich nicht, wie du wünschtest, noch einmal ins Haus ging, um dein Toilettennecessaire zu holen, sondern den Kuli schickte, der dann erstochen und geschlitzt wurde."

Martha atmete beklommen. Die Schwester war doch anders, als sie sich vorgestellt hatte. Die Lust zum Fragen und Plaudern war ihr plötzlich vergangen. Sie stand auf und begann den Tisch abzuräumen.

Lucie aber faßte sie am Rock und zog sie zu sich aufs Sofa. „Sei jetzt einmal nicht so grausam thatendurstig, sondern laß uns ein wenig mit einander reden. — Sag mal — warum hast du keinen Wärter für Friedel? Arthur sagte es vorhin auch schon. Wenn wir mit einander ausgehen wollen, können wir ihn doch unmöglich mitnehmen! Er ist doch eine große Gêne!"

„Ich bin so an ihn gewöhnt, daß ich das nicht mehr fühle," sagte Martha einfach. „Und er geniert auch niemand. Er ist immer fügsam und freundlich."

Lucie zuckte leicht die Achseln und blickte im Zimmer umher.

„Und wie lebst du denn eigentlich! Gott, die

vielen Bücher. Und so gelehrtes Zeug. Macht dir denn das Spaß?"

Marthas Augen blitzten belustigt. „Macht es dir keinen Spaß? Du hast doch einmal mit solchem erstaunlichen Eifer gelernt! Ich habe dich immer bewundert!"

„Zum Examen . . . Aber als ich nichts mehr nötig hatte, habe ich auch kein Buch mehr angerührt! Das schadet uns Frauen nur. Ja wirklich — es nimmt uns die Leichtigkeit . . ."

— Mit der wir einen Kuli in den Tod schicken, um unser Toilettennecessaire zu holen, dachte Martha. Dann sagte sie ruhig: „Weißt du Lucie, vielleicht braucht man die Bücher nicht, wenn man das Leben in seiner Fülle hat. Aber wenn das Schicksal uns nun einmal in einen beschränkten Kreis gebannt hat, dann braucht man die Bücher, die uns aus unsrer Enge hinausführen, uns alle Tiefen, Höhen und Weiten kennen lehren. Die Gesellschaft starker, großer Geister ist mir ein Bedürfnis, denn der Verkehr mit Friedel hat doch gerade nichts Anregendes. — Man braucht sie auch als Gegengewicht gegen das Mitleiden."

„Sieh einer diese Martha an," rief Lucie, und streichelte ihrer Schwester die Schulter. „Sie ist die richtige Philosophin geworden."

„Alles gut und schön, bis auf den Schluß," sagte der Schwager, dabei gab er seiner Frau den Pelzkragen, der ihr bei der lebhaften Be-

wegung entglitten war, wieder um. „Mit deinen letzten Worten kann ich mich nicht einverstanden erklären. Als Gegengewicht gegen das Mitleiden ... Als ob Mitleiden, Milde des Gefühls nicht die schönste Tugend einer Frau wäre ... Du scheinst mir etwas von der modernen Frauenemancipation angesteckt, liebe Martha.“

„Ja wahrhaftig!“ rief Lucie, und wieder entglitt ihr graziös der Pelzkragen, und wieder hüllte der Gatte sie ein. „Martha ist so — wie soll ich nur sagen — so touristenmäßig gekleidet, das fiel mir gleich auf. Als wolltest du eben einen hohen Berg besteigen!“

„Thun wir auch alle Augenblicke, ich und Friedel! Wenn's uns gerade einfällt, die Sonne uns herauslockt, machen wir uns auf die Wanderung, ohne viel Vorbereitungen. Ach, wir haben herrliche Tage im Gebirge verlebt, dort wo die Kultur aufhört, wo man nur Brot und Käse als Nahrung bekommt —“

„Ich danke,“ rief Lucie schaudernd, „und womöglich auf Heu in einer Sennhütte übernachten muß!“

„Natürlich!“

„Und mit Friedel als einzige Begleitung — Martha, wie verträgst du's nur?“

Martha lächelte — es war das ironische Lächeln einer überlegenen Persönlichkeit.

„Er weiß, wann er zu schweigen hat, wann er mich in meinen Träumen, meinen Gedanken

stören würde ... Das möchten vielleicht manche kluge Leute nicht so fühlen, wie der arme Trobbel. Ich habe ihn mir erzogen. Und was man sich erzogen hat, das liebt man auch."

„Wie ich meinen Arthur!" rief Lucie übermütig und streckte mit der Gebärde einer Königin ihrem Gatten die von schweren bunten Ringen funkelnde Hand hin. Er küßte ihr die Finger, aber Martha schien sein Gesicht dabei etwas Gelangweiltes und Müdes auszudrücken.

Friedel kam polternd auf die Veranda und stellte Hacke und Spaten in eine Ecke.

„Nun habe ich meine Arbeit gethan," sagte er und reckte die starken nervigen Arme. Dann bückte er sich zu Martha nieder und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sein Gesicht trug dabei den Ausdruck eines kindlichen Verlangens.

Martha nickte ihm freundlich zu. „Er möchte dir seine goldene Stube zeigen," erklärte sie Lucie. „Thue ihm den Gefallen, geh mit ihm."

Lucie erhob sich. Friedel zeigte ihr den Weg in sein Schlafzimmer, dessen Wände eine Tapete mit einzelnen vergoldeten Blumen trugen.

„Und ein Gartenhaus habe ich auch," erzählte er. „Darin ist ein rotes Fenster und ein blaues und ein grünes. Da sehe ich immer durch in den Garten, wenn Martha liest oder schreibt. Und als die Tischler es gebaut haben, gab ich ihnen ein Fäßchen Bier und sie haben angestoßen und geschrieen „Hoch Herr Gottfried!"

Er beugte seinen Kopf zu der fremden Schwester nieder, die ihm mit ihrem lustigen bunten Kleide sehr wohl gefiel, und sagte zutraulich, leise und geheimnisvoll, als dürfe man so etwas Köstliches nicht laut hinausrufen:

„Weißt du, Friedel Vorberg ist der glücklichste Mensch auf der Welt! Das ist wahr, Martha sagt es alle Tage!“

Während dessen war Martha mit dem Schwager in den Garten hinausgetreten.

„Ich wünschte sehr, daß Lucie sich hier einige Wochen fesseln ließe,“ sagte er etwas unsicher. „Ich habe wichtige Geschäftsreisen, die ich allein unternehmen möchte — so ein kleines Frauchen, mit ihren Bedürfnissen — mit den Rücksichten, die man notgedrungen nehmen muß . . .“

„Du hast sie arg verwöhnt. Ich erkenne meine frische, wagemutige Lucie gar nicht wieder,“ sagte Martha bekümmert.

„Was willst du — wir wünschen uns die Frauen gar nicht anders . . . etwas Quälerei gehört schon einmal zur Liebe . . .“

„Ja — dann freilich . . .“

Marthas Züge nahmen einen sinnenden Ausdruck an; um ihre Lippen spielte ein verwundertes Lächeln.

„Nur ist es so seltsam, daß es gerade der Gedanke an Lucie war, das unaufhörliche Sehnen, ihr nicht zurückzustehen, das mir keine Ruhe gelassen hat, das mich Tag für Tag getrieben und

gespornt hat zum Kampf gegen das innerliche Verschrumpfen, Verstauben, Verdorren."

„Du willst doch nicht etwa sagen, daß Lucie als meine Frau verschrumpft und verdorrt wäre . . ."

„Ach, verstehe mich doch recht. Das drohte mir. Ihr bot das Schicksal so viele Möglichkeiten — mir so geringe . . . Da lockte es mich, mit Klugheit und Ueberlegung aus dem Wenigen viel zu machen . . . Und sie — nun sie hat von allen Möglichkeiten die erwählt, eine reizende Nippsache zu werden . . ."

Martha brach plötzlich ab, in der Empfindung, der Schwager möge sie wohl am Ende nicht so ganz verstehen.

„Ich glaube, ich weiß selbst in Ceylon besser Bescheid als Lucie," rief sie lachend.

„Das ist leicht möglich," meinte der Schwager gemütlich, doch nicht ohne eine kleine Gereiztheit. „Frauen, die in den Kolonien Exkursionen machen wollen, oder ethnographische Studien treiben, oder auf die Eingebornen veredelnd wirken, können schrecklich unbequem werden. Es kommen hin und wieder solche Exemplare vor . . . Und wir Männer fürchten uns vor ihnen. Nein — die Frau gehört in die Hängematte." Er lachte vergnügt über seinen Witz.

„Für dich ist das ja etwas anderes, liebe Martha," fügte er liebenswürdiger hinzu. „Du mußt ja freilich ein Gegengewicht haben — wenn

auch nicht gegen das Mitleid. Das war nun so eine moderne paradoxe Redensart."

„Es war schon mehr als Redensart," sagte Martha schmerzlich.

„Dann nimm dich in acht. Diese Richtung führt leicht zu einem beschränkten Egoismus, der bei einer Frau sehr abstoßend wirkt. Du nimmst mir meine kleine Mahnung nicht übel — wir können uns ja eigentlich noch zu wenig — aber ich möchte dir doch brüderlich nützen!"

Martha nickte ihm freundlich lächelnd zu. Durch ihre Augen, um ihren Mundwinkel huschte wieder der leichte ironische Humor, der ihr Gesicht so anziehend machen konnte.

„Jeder versteht den Egoismus auf seine Weise," sagte sie ruhig. „Ich bin gewiß eine Egoistin und eine ganz raffinierte, denn ich habe mir mein Leben auf meine Weise zurecht gemacht — wie Lucie auch! Und so viel Schätze habe ich mir gesammelt, daß ich mit vollen Händen davon verschenken kann, ohne arm zu werden."

Lucie kehrte mit Friedel zurück. Sie legte schweigend die Arme um Marthas Hals und küßte sie. Die Thränen liefen ihr aus den Augen.

„Friedel, mein verwunschener Prinz," rief Martha lustig ablenkend: „Was wollen wir morgen angeben, um unsre lieben Gäste zu unterhalten?"

— — Dem Ehepaar Vergnügen zu machen bewies sich, trotz Marthas gutem Willen, doch als eine rechte Schwierigkeit.

Für Bilder und Kunstwerke interessierte Lucie sich nicht, und das Theater zog sie nur, wenn Arthur die teuersten Plätze bezahlte. Ausflüge ermüdeten sie, überhaupt wurden die Hauptstunden des Tages von ihr auf die Pflege ihres Körpers verwandt, es blieb nicht viel Zeit zu etwas anderm. Wenn sie von Colombo plauderte, handelte es sich meist um die Toilette ihrer Freundinnen. Lucie schloß sich vor jedem Luftzug ängstlich ab; Martha war es gewöhnt, draußen in der freien Natur zu leben. Sie brachte selbstverständlich der Schwester, die so lange ihr fernes Ideal gewesen, jedes Opfer, doch — sie mußte es nach und nach gestehen — der Verkehr mit Lucie begann sie zu langweilen.

Nach acht Tagen entschloß sich Lucie, während ihr Mann seine Geschäftsreise unternahm, nach Baden-Baden zu gehen, wo sie englische Bekannte zu finden hoffte, später wollte sie ihn nach Paris begleiten.

Als die Schwestern von einander Abschied nahmen, überwältigte Lucie plötzlich ein warmes Gefühl und sie rief: „Ach Martha, daß ich dich so allein zurücklassen muß! Könntest du doch mit uns kommen!“

Martha lächelte heiter und sagte mit einem leuchtenden Blick ihrer klugen, lebhaften Augen:

„Laß gut sein, Kleine, ich beneide dich nicht mehr. Du gehst nach Paris und nach Indien — aber mir gehört die Welt!“

Komm' doch, mein Liebster.

Komm' doch, mein Liebster,
Laß mich nicht warten,
Grünend und blühend
Ist schon dein Garten.

Gelblicher Marmor,
Aus Erz dein Bildnis!
Drüber von Veilchen
Blühende Wildnis.

Eng ist das Bette,
Schmal nur die Wände.
Einmal, noch einmal
Reich' mir die Hände!

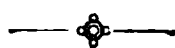
„Liebste, nicht kann ich
Den Wunsch dir erfüllen,
Asche und Staub ward
Aus flammendem Willen.

Asche und Staub ward
Aus Lebensgluten,
Drüber die Wasser
Der Ewigkeit fluten!“

Komm doch mein Liebster,
Laß mich nicht warten,
Grünend und blühend
Ist schon dein Garten.

Rom. Hermione von Preuschen.

Aus „Requiem für Konrad Telmann“.



Das Schicksal war's.

Das Schicksal war's — und schien ein Schmetterling —
Der trug von dir zu mir die Seelenstäubchen.
. . . Blüten sproßten draus,
Die glühten auf in märchengoldner Pracht,
Und Palmenwipfel rauschten über uns.

. . . Der Wunderschmetterling
Flatterte her und hin, von dir zu mir,
Hoch über Berge, Meere, Grab und Glück,
Hoch über alle Erdenschranken hin . . .
Das Schicksal war's —
Das trug von mir zu dir die Seelenstäubchen!

Rom. Hermione von Preuschen.



Sprüche.

Das ist das Zeichen der Götterkraft,
Geboren aus innerem Drang,
Daß stets sie Gutes und Großes schafft
Selbst in Nöten und bitterem Zwang.

* * *

Frauenleben reich an Bürde,
Arm an Freuden, arm an Ruhm,
Doch in seiner stillen Würde
Oft ein großes Heldentum.

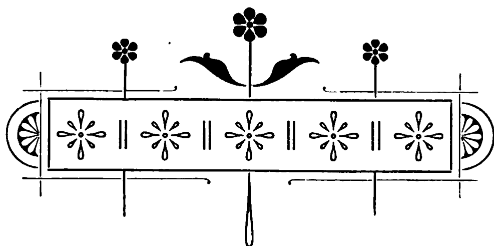
Frankfurt a. M. Elisabeth Mentzel.





Minna Cauer.

Nach einer Photographie aus dem Atelier Elvira,
Hof-Photogr. Anstalt, München.



Die Frau im Handelsfache.

Von **Minna Cauer** (Berlin).

Das neue Handelsgesetzbuch, das 1900 zugleich mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch in Kraft tritt, weist keinen Unterschied auf zwischen männlichen und unverheirateten weiblichen Kaufleuten. Die Gesetzgebung des Landes hat dadurch zu verstehen gegeben, daß sie in diesem Punkte dem Zeitgeiste Rechnung trägt. Der weibliche Kaufmannsstand ist also von Staats- und Gesetzeswegen anerkannt, die Frauen werden in diesem Berufe dem Manne gleich gestellt, sie haben Rechte erhalten, Rechte und Pflichten hängen eng zusammen und stehen in Wechselwirkung. Die Frauenwelt hat daher darauf zu achten, daß die Pflichten einer solchen Rechtsstellung gegenüber vollständig ausgeführt werden, damit die Frauen dieser Rechte nicht wieder verlustig gehen, und damit sie ferner nicht ein wirtschaftlicher Faktor werden, welcher der socialen Entwickelung Schaden zufügen könnte.

Die Frauen waren, solange vom Handel überhaupt die Rede sein kann, je nach den Zeitverhältnissen stets direkt oder indirekt mit demselben in Verbindung. Das Mittelalter weist uns sogar die Teilnahme der Frauen am Handel und Gewerbe in hervorragender Weise auf. Während des Niederganges unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland findet man die Frauen und Töchter als Hilfe im Geschäft von Vätern, Gatten oder Brüdern vielfach in Anspruch genommen, allerdings mehr im patriarchalischen Sinne. Seit der ungeheuren Entwickelung des internationalen Verkehrs und — damit verbunden — einem noch nie dagewesenen Aufschwunge des wirtschaftlichen Lebens überhaupt, bei der völligen Umgestaltung der Lage der Frauen im allgemeinen und der unversorgten Töchter im besonderen sehen wir ein Hineinströmen der Frauen in den Handelsstand, wie er vor ungefähr vier oder fünf Jahrzehnten niemals geahnt werden konnte und sicherlich als Utopie hingestellt sein würde. Fanny Lewald wies noch in ihren Osterbriefen „Für und wider die Frauen" im Jahre 1875 darauf hin, daß die Mädchen sicherlich sich zu Verkäuferinnen gut eignen würden und regte zum Versuch damit an; heute haben wir in Deutschland 100 000 Handlungsgehilfinnen. In den übrigen Ländern, besonders in Amerika, finden wir eine noch bedeutendere Teilnahme der Frauen am Handel,

Es wird oftmals ausgesprochen, daß der Handel selbst das Eintreten der Frauen nicht erfordert habe, sondern daß die Frauen als billige Hände den Unternehmern willkommen erschienen seien und als ungelernte und oftmals leider nur zu unwissende Arbeiter, besonders auf dem Gebiete des Rechts- und Erwerbslebens, viel gefügigere Werkzeuge wären als der männliche Kaufmann. Man kann über die Ansicht, ob die Frauen für den Handel ein notwendiger Faktor sind, oder ob man ihrer entraten könne, sich in allerhand theoretischen Erörterungen ergehen, Thatsache ist, daß sie ein wesentlicher Faktor geworden sind. Die Aufgabe ist nur, meiner Ueberzeugung nach, daß dieser neue Faktor auch ein gesunder, das Wirtschaftsleben fördernder und die sittlichen Kräfte hebender wird.

Dazu bedarf es noch unendlich vieler Arbeit, vertiefter Erkenntnis von seiten unserer Frauen und Mütter für die Erziehung der Töchter und — last not least — des Verständnisses der Mädchen für diesen Beruf, den viele unter ihnen nur als Durchgangsstadium bis zur Heirat ansehen, weil sie den Begriff „Beruf" oder die hohe Bedeutung desselben nicht zu fassen vermögen.

Die Handlungsgehilfinnen — denn um diese handelt es sich hauptsächlich — rekrutieren sich aus den verschiedensten Kreisen und Klassen des gesellschaftlichen Körpers. Der aufstrebende

Arbeiterstand, der tüchtige Handwerker, der solide Bürger, der niedere und auch der höhere Beamtenstand, sie alle senden ihre Töchter in diesen Beruf hinein. Die einen gehen von der richtigen Voraussicht aus, daß ihre Töchter dadurch aus einer niederen Sphäre in eine höhere steigen, wie z. B. der Arbeiter und der Handwerker diesem Gedanken folgen; die anderen: der Bürger, der kleine Beamte haben die Notwendigkeit einer Berufsbildung der Tochter erkannt und hoffen im Handel und Gewerbe dafür die leichteste und vorteilhafteste Art zu finden. Die „höhere" Tochter folgt, wenn sie diesen Beruf ergreift, selten dem eignen Triebe, sondern gehorcht der Not, sie fügt sich den Verhältnissen, sie wird in den meisten Fällen nicht allein den harten Kampf ums Dasein führen müssen, zu dem man sie größtenteils nicht erzogen hat, sondern auch noch den Kampf mit den Vorurteilen in ihrer Gesellschaftsklasse. Gewöhnlich wird die „höhere" Tochter noch einen der bittersten inneren Konflikte bei der Ergreifung dieses Berufes durchmachen müssen, den der niederen Einschätzung von seiten ihres Kreises, sobald sie sich als Handlungsgehilfin durchs Leben schlägt, und sollte sie auch noch so gut bezahlt werden und sollte sie auch dadurch die Ernährerin und die Stütze ihrer ganzen Familie sein. Indes im allgemeinen der Mittelstand im Sinken begriffen ist, bildet sich hier von neuem in der Frauenwelt

ein Mittelstand aus, welcher der sorgsamsten und eingehendsten Beachtung in unserem Wirtschaftsleben verlangt.

Die große Bedeutung, welche das Eintreten zahlreicher Frauen in den Handel für die Lohnfrage, für die dadurch in erhöhtem Maße hervorgerufene Konkurrenz, für die Verteilung der Arbeit, für die Arbeitszeit u. s. w. hat, wird im allgemeinen viel zu wenig in denjenigen Kreisen in Erwägung gezogen, welche sich ablehnend gegen den Satz verhalten, der in der Frauenbewegung vertreten wird: „freie Bahn für die Berufe, auch für die Frau.“ Daß diesem Satze ein zweiter, ganz socialpolitischer folgen muß, ist selbstverständlich: „gleicher Lohn für gleiche Leistung.“ Die Erfüllung des ersten Ausspruches würde für Mann und Frau eine Entlastung von manchen untüchtigen Elementen in dem Handelsstande hervorrufen, die auf anderem Gebiete vielleicht oder wahrscheinlich Gutes und Brauchbares leisten könnten; der zweite Grundsatz ist allgemein bekannt, er enthält das Ideal des wirtschaftlichen Lebens, verlangt aber vorher eine so ernste Schulung des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers, daß er als Ziel wohl hingestellt werden kann, seine Erlangung jedoch steht noch in weiter Ferne. Dennoch ist auch im Handelsstande, wie in allen Berufen, die Wahrnehmung zu machen: „der Tüchtige, ob Mann oder Frau, kommt vorwärts.“

Abgesehen von Charaktereigenschaften, wie Treue, Fleiß, Ordnung u. s. w., sind zwei Hauptbedingungen zum Berufe des Handels zu erfüllen: „eine gründliche theoretische Fachbildung und eine vielseitige praktische Thätigkeit in verschiedenen Geschäftszweigen." Man kann die erstere durch langjährige praktische Uebung ersetzen; viele Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen müssen leider diesen mühsamen Weg beschreiten, doch nur sehr strebsamen, rastlos fleißigen Naturen dürfte es gelingen, sich auf diese Art zu einem selbständigen Kaufmanne mit weitem Blicke zu erziehen. Ausnahmen mit genialen Anlagen sind natürlich auch in diesem Stande unter den Frauen vorhanden; es handelt sich aber um den Durchschnitt und leider vertritt die Frau im Handel meist nur den Durchschnitt. Es spukt immer noch überall und überall die „höhere" Tochter mit der eingebildeten Ausbildung und der ausgebildeten Einbildung in allen Berufsarten herum, so auch in diesem. Die Volksschule bei all ihren großen Mängeln bietet doch wenigstens den Vorteil, daß sie ein Ziel hat auch für die Mädchen, d. i. die Erziehung zur Arbeit; die Mädchen aus der Volksschule wissen ganz genau, daß sie hinaus müssen ins feindliche Leben, darin liegt — wohl meistens unbewußt — eine eigenartige Kraft, welche jedoch später bei der Fachschule und auch bei der Ausübung des Berufes sehr vorteilhaft zum Ausdruck kommt.

In der vortrefflichen Schrift von dem Generalsekretär des Hilfsvereins für weibliche Angestellte in Berlin, Dr. Silbermann, „Kaufmännische Unterrichtsanstalten für weibliche Angestellte," *) wird in ausführlichster Weise auf die vorhandenen Anstalten, deren Mängel und Vorzüge hingewiesen, es werden allgemeine wie besondere Gesichtspunkte bei der Ausbildung für das Handelsfach dabei herangezogen, und jedes Mädchen, dem es ernst ist, den Kaufmannsberuf zu ergreifen, sollte sich vorher an der Hand dieser Schrift orientieren. Ein wohl zu beherzigendes Mahnwort an alle Eltern, wie an alle Anstalten, welche sich die Aufgabe stellen, den Mädchen für das Handelsfach eine Ausbildung zu geben, ist in der Einleitung auf Seite 3 gegeben: „Wie viel Sympathien man auch mit dem aus der Natur der heutigen Verhältnisse sich ergebenden Bestreben, auch die Frauen sich in den verschiedenen Erwerbsgebieten bethätigen zu lassen, haben mag, so viel muß zugestanden werden, wenn diese Bethätigung nicht höchst schädigend wirken soll und zwar zuletzt nicht am mindesten auf die Frauen selbst: Die Anforderungen an die Leistungen müssen die gleichen

*) Veröffentlichungen des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Neunter Band: Kaufmännische Unterrichtsanstalten für weibliche Angestellte von Generalsekretär Dr. Silbermann.

sein wie an die männlichen Gehilfen. Denn nur auf diese Weise kann allmählich ein Ausgleich in den Entlohnungsverhältnissen zwischen den beiden Geschlechtern stattfinden, nur auf diese Weise kann aus einem unterbietenden Wettbewerb der beiden Geschlechter ein zu höchster Leistungsfähigkeit und gleichmäßig hoher Bezahlung anspornender Mitbewerb geschaffen werden."

Es liegt in diesem Ausspruch ein leiser, sehr wohl berechtigter Vorwurf, den wir Frauen aber überall da hindurchklingen hören werden, wo Nichterkennen der großen Verantwortlichkeit durch das Anerbieten minderwertiger Leistungen von seiten der Frauen vorhanden ist. Wenn die Frauen den Mut der Selbstkritik haben, so werden sie gestehen müssen, daß bei der Ausbildung der Töchter noch immer die Schnellpresse benutzt wird. Die Schäden, welche dadurch entstehen, fallen auf die Frauen in erster Linie selbst zurück, in zweiter Linie wird die niedrigere Einschätzung ihrer Arbeit dadurch hervorgerufen, und das ist, meines Erachtens, das bedeutendere Moment, denn durch die Unterbietung von seiten der Frauen kann ein wirtschaftlicher Rückschritt hervorgerufen werden, jedenfalls aber, und das zeigt sich thatsächlich immer mehr, tritt ein Kampf der Männer gegen die unterbietende Frauenarbeit hervor.

Die gleiche Fachbildung wie der Mann muß

daher eine Hauptforderung für die Frau in der Vorbereitung auch zu diesem Berufe sein.

Es sieht in Deutschland auf diesem Gebiete noch sehr traurig aus. Staat und Stadt haben wenig für die Bürgerinnen ihres Landes gethan; meist ist von Frauenvereinen und Privatkreisen aus die Fortbildung der Mädchen in die Hand genommen. Ein buntes Durcheinander findet sich darin vor. Für die kaufmännische Ausbildung der Mädchen ist anscheinend viel geschehen, doch nur anscheinend. Das Ideal dafür scheint „die Buchhalterin“ zu sein, die sich fertig wähnt, falls sie einmal einen Kursus, meist einen vierteljährigen, selten einen längeren durchgemacht hat. Soll die Handlungsgehilfin nicht schädigend auf die Entwicklung des Wirtschaftslebens wirken, so muß von ihr eine theoretische Ausbildung von mindestens einem Jahre in allen kaufmännischen Fächern verlangt werden. Diesen Grundsatz vertritt die älteste Handelsschule in Deutschland — die Riemerschmidt-Reichel'sche in München, welche sogar noch eine längere Vorbereitung beansprucht; ihr nacheifernd hat sich die Handels- und Fortbildungsschule des Hilfsvereins für weibliche Angestellte in Berlin entwickelt; beide Anstalten sind Fachschulen zur Ausbildung für den Beruf der Handlungsgehilfin, bezw. des Kaufmanns. In der schon erwähnten Schrift von Dr. Silbermann wird eine Anzahl Schulen gleicher Art aufgeführt

und auch charakterisiert, allerdings sind wenige darunter mit echt kaufmännischem Geiste.

Eine erschwerte Aufnahme in diese Schulen, eine längere Ausbildungszeit und die Verweigerung eines Zeugnisses bei ungenügenden Kenntnissen würde dem ungestümen Andrängen untüchtiger Kräfte in den Kaufmannsstand entgegensteuern.

Viel, unendlich viel ist schon geschrieben und gesprochen worden gegen das Lehrlingsunwesen, das in geradezu erschreckender Weise herrscht, sowohl bei den männlichen wie bei den weiblichen Handlungsgehilfen. Es giebt eine große Anzahl von Geschäften, besonders in Kleinstädten, welche überhaupt nur Lehrlinge halten. Um diese billigen Kräfte stets zur Verfügung zu haben, tritt beständiger Wechsel ein, denn nur die ganz Jugendlichen und Unerfahrenen lassen sich diese Ausbeutung gefallen, welche hauptsächlich in einer unverantwortlich langen Arbeitszeit sich zeigt. In dem Alter körperlicher und geistiger Entwicklung wird diesen Kindern, denn viele sind darunter noch unter 16 Jahren, eine Arbeitsdauer von 14—16 und noch mehr Stunden anstrengender, eintöniger Thätigkeit zugemutet. Im Jahre 1892 wurde auf Veranlassung des Deutschen Verbandes kaufmännischer Vereine von der „Reichskommission der Arbeiterstatistik“ eine Enquete für die Lehrlingsverhältnisse veranstaltet; sie erschien 1893, sie bietet jedoch nur ein unvoll-

kommenes Bild dieser wichtigen, wenn nicht der wichtigsten Frage auf diesem Gebiete. Eine Besserung der socialen Lage der Handlungsgehilfen, männlicher wie weiblicher, kann nur durch eine vertiefte und echt kaufmännische Bildung einerseits stattfinden, andrerseits durch eine Umgestaltung des Lehrlingswesens. Wenn erstere, wie kurz angedeutet, durch eine bessere und längere Ausbildung stattfinden wird, so letztere teils auf Gesetzeswegen und teils durch Berufsorganisationen, wie eine solche durch den Hilfsverein für weibliche Angestellte in Berlin verwirklicht worden ist und in manchen anderen Städten schon Nachahmung gefunden hat.

Die Macht und die Kraft, welche in einer festen Organisation liegt, wird von allen anerkannt, die in der Gegenwart sich an der Entwickelung des socialen Lebens bethätigen. Die Bedingungen, unter denen jetzt zum großen Teil noch in die Berufsarbeit eingetreten wird, erschweren Organisationen ganz ungemein. Das Solidaritätsgefühl fehlt meistens, das Verständnis für Allgemeinfragen ist sehr gering; Berufe werden oft nur ergriffen, nicht aus Liebe dazu, sondern aus Not, und schnell wird der Beruf über Bord geworfen, wenn sich eine Heiratsaussicht bietet. So steht es bei der Mehrzahl der Mädchen, welche sich dem Handelsstande widmen. Den Stolz auf ökonomische Unabhängigkeit, auf das Kraftbewußtsein einer auf sich

selbst gestellten Persönlichkeit findet man nicht zu häufig unter dieser Mädchenschar, obgleich auch hier in dem letzten Jahrzehnt ein bemerkbarer Wandel eingetreten ist. Durch Berufsorganisationen allein wird den wirtschaftlich Schwachen zu helfen sein; das Gefühl, eine Stätte im schweren Ringen ums Dasein zu haben, wo Auskunft, Rat, Hilfe geboten werden, giebt nach und nach auch dem Geringsten einen Halt, ruft Standesbewußtsein hervor und Berufsehre. Die Erfolge, welche der erwähnte Verein in dieser Hinsicht nach zehn Jahren Erfahrung und Arbeit aufzuweisen hat, ermutigen zu der Hoffnung, daß hier ein richtiger Weg zu wirkungsvollen Organisationen angebahnt worden ist. Die Basis, von der aus man arbeitete, ist die kostenlose Stellenvermittelung, die kaufmännische Ausbildung und die Unterstützung hilfsbedürftiger und kranker Mitglieder, die Rechtsbelehrung u. s. w. Durch Berufsorganisationen allein, welche auf ähnlicher Grundlage je nach den gegebenen lokalen Verhältnissen eingerichtet werden, erhält man die nötigen Einblicke in das sociale Leben dieser Mädchen; man wird einerseits in vielen Fällen vor geradezu erschreckende sociale Verhältnisse sich gestellt sehen, andererseits von einem Heldentum sprechen können, das uns Bewunderung ablocken muß. Eine große Aufgabe derjenigen Frauenwelt liegt hier vor, welche sich in den Dienst von Kulturarbeiten stellt; allerdings muß

sie mit einer Ansicht brechen, welche leider noch immer den erwerbenden Frauen und Mädchen gegenüber zu herrschen scheint, daß hier Wohlthun oder Wohlthätigkeitsarbeit zu üben ist. Das ist ein bedenklicher Irrtum. Diese Mädchen (es giebt nicht allzuviel verheiratete Frauen als Handlungsgehilfinnen) verlangen weder Almosen noch Mitleid. Die Besseren und Stärkeren unter ihnen haben ein ziemlich hohes Selbstbewußtsein, die Schwächeren erliegen, die Leichtsinnigen fallen; die Wohlthätigkeitsvereine werden selten Gelegenheit haben, Handlungsgehilfinnen unter den Bittenden zu finden. Andere sehr bemerkbare Momente sind durch Berufsorganisationen zu beobachten, das der gegenseitigen Kritik und das der gegenseitigen Hilfe. Wenn letztere auch noch in den Anfangsstadien liegt, und der eigene Vorteil zuerst in den meisten Fällen bei der Anteilnahme an solcher Berufsorganisation im Vordergrunde steht, so ist doch das Solidaritätsbewußtsein in einer stetigen Entwickelung begriffen. Die gegenseitige Kritik aber, und zwar oft eine sehr scharfe, ist ein Beweis der Hebung des Standes im allgemeinen.

Dem Eindringen der Frauen in das Handelsgewerbe ist, wie die socialen Verhältnisse in der Jetztzeit nun einmal liegen, kein Einhalt mehr zu gebieten. Es muß damit gerechnet werden, und man rechnet auch damit, indem man in der Fachpresse und in den verschiedenen socialen Strö-

mungen sich mit dieser Frage beschäftigt. Werden die großen allgemeinen Wirtschaftsfragen dabei ins Auge gefaßt, so kann eine gesunde Entwickelung stattfinden, denn bei der ungeheuren Ausdehnung des Handels und des Verkehrs über die ganze Erde werden immer mehr Kräfte herangezogen werden müssen. Wird man aber auf dem Standpunkte stehen bleiben, den man in Familien, in Kleinstädten und in Frauenvereinen findet, daß dieser Beruf nur ein Durchgangsstadium bildet, dann wird dadurch dem Kaufmannsstande eine schwere Schädigung entstehen können, und der Kampf des Mannes gegen das Eindringen der Frauenarbeit ist dann ein berechtigter. Wie überall, sollten auch hier Männer und Frauen zusammengehen, ihr beiderseitiges Interesse sowie das ganze Wirtschaftsleben erfordern dieses Zusammenhalten. Arbeitsteilung würde voraussichtlich auch hier eine Art Ausgleich bilden. Ob sich jemals die Frau als hervorragender selbständiger Kaufmann mit großem Unternehmungsgeiste erweisen wird, das kann freilich nur die Zukunft lehren.

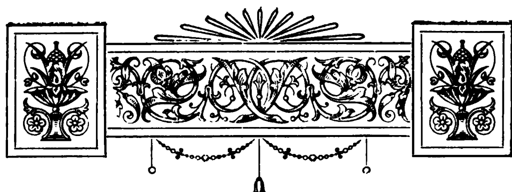


Spruch.

Verdamme nicht gleich, wenn einer gesunken,
In der Asche glühn oft noch leuchtende Funken.

Frankfurt a. M. Elisabeth Mentzel.





Die vornehme Dame und ihre Kinder.

Von **Natalie v. Milde** (Weimar).

Die Majorin legte unwillig eine Zeitung vom Theetisch, an dem sie mit ihrer Bekannten Platz genommen. „Das ist die dritte Nummer einer Frauenzeitung, die, Gott weiß wie, an meine Adresse gelangt. Wenn jemand aus der Gesellschaft dergleichen bei mir findet, kann ich in die größte Verlegenheit geraten.“

„Stehen so ehrenrührige Sachen darin?“ fragte die Baronin.

„Woher soll ich das wissen? Glauben Sie denn, ich sehe hinein? Mein Mann würde mir heimleuchten, wollte ich mich um Frauenfragen bekümmern.“

„Er scheint Sie also für etwas anderes als für eine Frau zu halten?“

„Er hält mich für seine glückliche Frau, die nie in das wüste Kriegsgeschrei gegen die Männer mit einstimmen wird. Mein Mann würde jede Anteilnahme an der unnatürlichen Sache als persönliche Beleidigung auffassen.“

„Ja, so ist's. Der Mann bekennt sich als Feind unseres Geschlechtes, die eigene Frau ausgenommen; und die glückliche Frau glaubt ihrem Manne mit nichts gefälliger sein zu können, als indem sie dem Unglück ihres Geschlechtes den Rücken dreht."

Sie holte sich die verachtete Zeitung und schnitt sie auf. „Hier ist ein Artikel über die Arbeiterin und über die Notwendigkeit, ihr zu helfen."

„Das mag recht schön und gut sein," erwiderte die Majorin, „aber damit habe ich doch nichts zu thun."

„Man sagt so vielfach, niemand stünde der Frauenfrage so gleichgültig gegenüber wie die Dame. Und in der That: den menschlichen Interessen der Frauen ist die Trennung aller Fähigkeiten und Eigenschaften, aller Pflichten und Rechte in Geschlechter weniger verhängnisvoll geworden als die Trennung unseres Geschlechtes in Damen und Frauen. Vorurteil und Urteilslosigkeit, Vorrecht und Unrecht bilden noch schroffere Gegensätze innerhalb unseres eigenen Geschlechtes als zwischen diesem und dem anderen. Welche Mittel soll man wohl anwenden, um unseren Kreis zu überzeugen, daß die Hilfe der vornehmen Dame schmerzlich vermißt wird, daß ohne ihr Verständnis für das Gesetz allgemeiner Zusammengehörigkeit die Wunden nicht geheilt werden können, welche die Verständnislosigkeit

gerissen hat? Wie es anfangen, daß sie als Ehre erkennen lernt, mitarbeiten zu dürfen, anstatt erklärende Berichte über die Sache als etwas Ehrenrühriges aus der Hand zu legen?"

Nun, was verlangen Sie von mir, daß ich thun soll?"

„Sie verfügen ja über die höchsten Möglichkeiten, die überhaupt denkbar sind: Sie haben zwei erwachsene Kinder, interessieren Sie diese für unsere Sache."

Das Erstaunen der Majorin war groß. „Ein junges Mädchen, das eben in die Gesellschaft eingetreten ist? Und einen Lieutenant soll ich für die Frauenfrage interessieren? Der würde mich schön auslachen." Die Mutter lachte selbst über die unerhörte Zumutung.

Desto ernster war die andere. „Es wird entsetzlich viel gelacht in der Welt, daher giebt es so unermeßliches Elend," sagte sie. „Wie viele junge Leute haben mit lächelndem Gesicht — Elende gemacht. Sind Sie unterrichtet über alle Wege, die Ihr Sohn geht?"

„Wohl hüten würde ich mich, nach seinen Privatangelegenheiten zu fragen. Wissen Sie, was das für mich bedeuten könnte? Die Einbuße seiner Liebe."

„Verzeihung: man kann nicht Privatangelegenheiten nennen, was die Erniedrigung unseres ganzen Geschlechtes bedeutet; und von wahrer Liebe zwischen Mutter und Kind kann nicht

die Rede sein, wo das eigentliche Vertrauen fehlt."

Jetzt verging der Majorin das Lachen. Die Liebe ihrer Kinder war ihr empfindlicher Punkt. Sie erlaubte niemand, daran zu rühren. Die Röte des Unwillens, die über ihr Gesicht flog, drückte das aus. „Jedes Wort über Liebe ist zu viel oder zu wenig," sagte sie; „Liebe ist Gefühlssache."

„Aber Gefühl ist tief oder seicht, echt oder falsch, rein oder unrein, je nach der Gesinnung, je nach dem Gehalt des ganzen Menschen. Die Liebe ist der Wertmesser für den Menschen."

„Wollen Sie etwa sagen, daß mein Sohn mich nicht mit einer reinen Liebe liebt?"

„Das kann er gar nicht mehr; wenn er sich die Reinheit nicht bewahrt hat, gehört er sich selbst nicht mehr an."

„Ei, er scheint ja schlimme Sittenrichter zu besitzen," sagte die Majorin verletzt.

„Besonders schlimm dabei ist, daß der maßgebende Sittenrichter ihm noch fehlt — die eigene Mutter."

Die Majorin nahm eine überlegene, mitleidige Miene an: „Und wissen Sie, was Ihnen fehlt? Ein eigener Sohn — um die Dinge natürlicher, gerechter zu beurteilen. Ich kann mir unmöglich vorstellen, wie die Dinge zu ändern wären, auf die Sie anspielen."

„Es giebt nur ein einziges Mittel — das ist die Mutterliebe.“

„Nun, gesetzt, Sie hätten einen Sohn — was würden Sie thun?“

„Ich würde von Anfang an sein Vertrauen suchen und pflegen; ich würde im geeigneten Moment offen mit ihm reden, ihm die ganze Tragik der Dinge zeigen, die junge Leute mit verbrecherischem Leichtsinn behandeln, ihm die furchtbaren Folgen für seine eigene, zukünftige Familie aufzählen, die oft einem einzigen Fehltritt entspringen. Und wenn ich alles vorgebracht hätte, was des Mannes eigensten Vorteil ausmacht, würde ich die Schonung und Achtung, die ich für mein Geschlecht fordere, als Anspruch für mich selbst erheben; ich würde als persönliche Beleidigung für mich selbst erklären, was mein Sohn anderen thut. Es ist Beleidigung für die reinste, edelste Frau, was der niedrigsten angethan wird. Ein Sohn, der das Geschlecht mißachtet, kann nicht die schuldige Achtung für die Mutter haben. Sein Blick ist nicht mehr rein. Mutter, Schwester, Gattin sind nicht zu trennen von dem Eindruck der Erniedrigung, den der Mann vom Geschlecht als solchem empfängt. Wehe der Frau, welche das Geschlecht erniedrigen hilft durch schweigendes Zugeständnis.“ — Eine dunkle Röte überzog das Gesicht der Majorin, und die Sprecherin beeilte sich zu sagen: „Vergessen Sie nicht, daß es mein Sohn ist, zu dem ich so reden würde.“

„Oder ich will mich vielmehr daran erinnern, daß Sie nicht Mutter sind. Sie würden sich sonst den Vergleich zwischen sich selbst und den Verworfenen unseres Geschlechts schwerlich gestatten."

„Und wenn ich es nicht thäte, könnte ich nicht hindern, daß andere, auch Männer — was beschämender ist — gerade die vornehme Frau verantwortlich machen für das moralische weibliche Elend. Sie fanden es so unendlich komisch, einen Lieutenant für die Frauenfrage zu interessieren. Aber sollte denn ein Lieutenant der Logik und dem Gerechtigkeitssinn weniger zugänglich sein als andere? Eine stattliche Zahl gerade hochbedeutender Männer ist längst überzeugt, daß Frauenfrage Menschheitsfrage heißen müßte. Gerade der bedeutende Mann besitzt die beiden Dinge, die zum Erfassen und Durchdringen des Problems nötig sind: Logik und Gerechtigkeitssinn. Der Gerechtigkeitssinn vermag ihn, selbst zu prüfen und den unerbittlichen Zusammenhang der Dinge, die Tragweite der eigenen Begehungen zu erkennen. Der gerechte, logische, menschliche Mann macht den Vergleich zwischen der vornehmsten und der niedrigsten Frau; er macht ihn auf die einzige Aehnlichkeit hin, welche besteht zwischen der Frau, die nicht zu arbeiten braucht, und der Frau, die nicht arbeiten will: beide bieten sich dem Manne an; jede von ihnen giebt dem Manne das Gefühl,

sie sei lediglich für ihn da, nicht, wie es sein sollte, für die Arbeit."

„Möchten Sie die Ehe abschaffen und alle Stände zu einer Arbeiterklasse vereinigen?"

„Ich möchte die Ehe als das aufgefaßt sehen, was sie ist: als das Band zwischen zwei Menschen; ich möchte dieses Band geheiligt sehen durch Anerkennung der Arbeit als oberster Lebenspflicht."

„Es arbeitet jeder auf seine Art."

„Ich kann unmöglich alles als Arbeit anerkennen, was sich so nennt. Kürzlich sagte eine socialdemokratische Rednerin —"

„Sie hören sich die Socialdemokraten an?"

„Sollte ich nicht? Um beurteilen zu lernen, wie viel sie recht oder unrecht haben, muß ich sie doch hören. Sonst machte ich mich ja desselben Fehlers schuldig wie die Dame, welche die Frauenfrage verurteilt — weil sie nichts davon weiß. Also die Socialdemokratin sagte: ‚Die Dame muß im Sommer in die Bäder reisen, um sich von ihren winterlichen Vergnügungen zu erholen.'"

„Ja, Vergnügen, oder die Vorstellung, die man davon hat, ist's, was uns den Haß der unteren Klassen zuzieht. Die Vorstellung ist aber eine falsche. Wieviel unerquickliche Arbeit, Anstrengung, Langeweile bedeutet unser sogenanntes Vergnügen." Die Majorin seufzte.

„Ich danke Ihnen für dieses Zugeständnis;

von hier aus ist Einigung möglich. Warum die ganze Strapaze?“

„Nun, diese Opfer bringt man der Jugend; man will doch den Kindern eine vergnügte Jugend verschaffen.“

„Sollte aber die Jugend nicht ebenso gewiß für die Arbeit bestimmt sein?“

„In einem sehr geselligen Winter kann man nicht Arbeit von den armen Dingern verlangen. Ich bin froh, wenn sie sich ausschlafen.“

„Also hat die Socialdemokratin doch recht. Vergnügen bis zur Erschöpfung. Wie begreife ich ihre Verachtung für unsern Stand. Hat sie doch einen Ueberblick über die gesamte Arbeiternot! Weiß sie doch, wie sich die Arme oft unverhältnismäßig für ihr Stück Brot anzustrengen hat! Weiß sie doch, daß sich aus dem materiellen auch das moralische Elend ergiebt! Sie kennt nicht nur die Zahlen, die am unerbittlichsten über menschliche Verhältnisse richten, sie kennt traurigstes Leben aus eigener Anschauung. Und sie sollte der Dame nicht einen Vorwurf aus dem Uebermaß ihres Vergnügens machen?“

„Es ist ein Glück, daß die Socialdemokratin Sie nicht reden hört.“

„Sie soll mich hören, sie soll mein Bekenntnis hören: ich fühle mich schuldig! Schmerzliche Demütigungen habe ich durchgemacht, ehe ich dieses Geständnis aussprach. Die Einzelne ist nicht verantwortlich zu machen für das fehler-

hafte Prinzip, das unseren ganzen Stand beherrscht; wohl aber kann die Einzelne, sobald sie die Augen geöffnet hat, einem neuen, segensreicheren Prinzip zur Anerkennung verhelfen. Jedes Mädchen der unteren Stände, das sein Brot verdienen muß, steht über der jungen Dame, welche Vergnügen für ihren Beruf hält, die ganze Jugend hindurch glaubt, sich amüsieren zu dürfen."

„Sie vergessen, daß es auch in unserem Stande Arbeitende giebt und Nichtsthuerinnen in den unteren Ständen."

„Doch sind beide Ausnahmen: denn vom Mädchen des Volkes wird Arbeit als das Selbstverständliche verlangt; hingegen ist es freier Wille der Dame, wenn sie sich Arbeit sucht. Als ich die Schule verlassen hatte, warf ich, so gut wie Ihre Tochter, alle Schulbücher in die Ecke, um in ‚das Leben' einzutreten. Daß dies ‚Leben' nichts mehr mit der Arbeit zu schaffen hat, die in der Kindheit geleistet wurde, daß sie als entbehrlich, als vom freien Willen abhängig angesehen wird, entwertete weibliche Arbeit in den Augen des Mannes. Unser Geschlecht ist gesunken, weil es Arbeit nicht als allgemeine Pflicht für sich geltend gemacht hat. Die Frau mußte zum Geschöpf des Mannes werden, da sie an ihr Selbst nicht die ersten Anforderungen stellte, da sie ihren Selbstzweck nicht erkannte."

„Es ist manche Frau gut dabei gefahren, sich

dem Manne anzuvertrauen," bemerkte die Majorin.

„Ganz gewiß; in jedem einzelnen Falle, da die Liebe des edlen Mannes die höchsten Anforderungen an dieses zweite Selbst stellte. Aber für das Geschlecht im allgemeinen wurde es verhängnisvoll, daß Arbeit nur als das Mittel angesehen wurde, der Not zu steuern, den materiellen Inhalt des Lebens zu beschaffen. Weil die Frau, die nicht arbeiten mußte, ihren Anspruch auf Arbeit aufgab, erachtete man die zum Arbeiten gezwungene Frau als Eindringling. Man hielt sich berechtigt, ihr die Mittel zu guter Arbeit vorzuenthalten, ihren Lohn herunter zu drücken, oder auch, da man schon zahlen mußte, lieber für das zu zahlen, was man als eigentlichen und einzigen Zweck des Weibes anzusehen sich gewöhnt hatte. Die Nichtanerkennung der Arbeit als Gehalt, als Ideal des Lebens hat die Frau in den Augen des Mannes entwertet, in unserem Stande so gewiß wie in den unteren Ständen."

„Darin irren Sie nun entschieden. Ganz im Gegenteil ist ja den Männern bei der Frau Arbeit als Beruf oder Berufsarbeit tief unsympathisch."

„Nur in der Theorie. Was er theoretisch so eigensinnig verficht, steht in komischem Widerspruch zu seinen Klagen über das praktische Leben. Wie oft lehrt ihn die Praxis, mancherlei

hinweg zu wünschen, was ihm vorher die Frau so wünschenswert erscheinen ließ; wie mancherlei entbehrt er bitter, was er vorher für so entbehrlich gehalten hatte! Wie unendlich viel liebenswerter würde manche Ehefrau dem Manne sein, hätte sie Arbeit zu ihrem Berufe vor der Ehe gemacht. Es ist in allererster Linie zum Besten des Mannes, wenn die Frau von nun an selbst prüft, erkennt und durchsetzt, was ihr not thut."

„Nun, und was thut ihr not? Was soll meine Tochter unternehmen? Soll sie auf die Universität gehen? Soll sie Vorträge halten? Oder soll sie eine Volksküche gründen?"

„Nichts von allem, wozu sie absolut noch nicht reif ist. Sie soll zuerst für den Gedanken unserer Sache gewonnen werden. Leider sind wir heute noch nicht so weit, daß von jedem Mädchen, wie es beim Manne geschieht, der Entschluß verlangt wird, hier oder dort einzutreten, mit dieser oder jener Gabe auf irgend eine Art, auf irgend einem Gebiete zu dienen. Verheißungsvolle Anfänge überall überzeugen mich zwar, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der das geschehen wird, aber es bedarf noch vielseitiger Hilfe, sie herbei zu führen. Jeder denkende Mensch sollte dazu helfen. Es soll und kann nicht jede studieren; aber jede soll und kann sich zu dem Prinzip stellen, das die weibliche Mithilfe auf allen Kulturgebieten verlangt. Jede soll und kann Einblick gewinnen in die Bestrebungen und Leistungen

unserer Zeit und durch Stellungnahme dazu die übergroßen Anstrengungen unseres Geschlechts erleichtern helfen, welche einer gesunderen, ehrenvolleren, fruchtbareren Theorie Bahn brechen sollen, als die Heiratstheorie es ist."

„Glauben Sie wirklich, daß die Menschen sich eine Theorie octroyieren lassen?"

„Ich glaube zuversichtlich an die Naturnotwendigkeit, daß sich eine fruchtbare Theorie durchsetzt, wenn sie, wie die unsere, dem obersten Gesetz dient, das es überhaupt giebt: dem Entwicklungsgesetz. Wir erblicken an den verschiedensten Stellen die Keime eines neuen Frühlings, von derselben Sonne hervorgelockt. Es giebt eigentlich nur eine Stelle, wo der Boden sich noch nicht lockert, um die neuen Keime hindurch zu lassen, und das ist die sogenannte ‚Gesellschaft'. Man hat mir versichert, es sei ganz hoffnungslos, sie bekehren zu wollen."

„Sie ließen sich trotzdem nicht abschrecken und wagten den Versuch bei mir," lachte die Majorin.

„So ist's. Ich schickte Ihnen die Zeitungen in der Hoffnung, Aufmerksamkeit und Interesse bei Ihrer Tochter erwecken zu können. Beschämen Sie diejenigen, welche an Ihnen verzweifeln. Erlauben Sie mir, Ihrer Tochter die Zeitung direkt zu schicken?"

„Nein," erklärte die Majorin mit größter Bestimmtheit; „dergleichen bekommt meine Toch-

ter nicht in die Hand. Sie soll unbefangen bleiben, so lange es nur möglich ist. Vor nichts hätte ich größere Angst, als an diese Unbefangenheit zu rühren, die den größten Reiz der Jugend ausmacht."

„Diese Angst — ich kenne sie; sie bildet einen großen Bestandteil unseres blauen Blutes. Es ist die Angst vor — dem Manne, der eines Tages als Freier kommen, der seine Werbung aber in dem Augenblicke zurückhalten könnte, in dem er mit Schrecken gewahr würde, daß das vor ihm stehende reizvolle Mädchen nicht mehr ganz unbefangen ist, daß es vielmehr nachgedacht, sich vielleicht gar eine eigene Meinung über die Dinge gebildet hat; daß es das Leben für eine ernste Aufgabe und sich selbst für verpflichtet hält, an dieser Aufgabe mitzuhelfen. Wie erniedrigend ist doch diese Angst — für den Mann." Die Baronin stand auf und reichte der Majorin zum Abschied die Hand.

„Nehmen Sie Ihre Zeitungen wieder mit," bat diese, „und seien Sie mir nicht böse."

Nein, böse war sie nicht, aber traurig, als sie so unverrichteter Sache heute, wie schon so oft, nach Hause ging. Welche Nichtigkeiten beherrschen die Menschen! Wie hartnäckig verschanzen sie sich gegen einen Gedanken, der ihnen Ehre, Erlösung, Freiheit bringen möchte! Mit welcher Pietät gehorchen sie Vorurteilen, welche Klassen und Geschlechter in feindliche Lager spal-

ten! Die vornehmsten Gedanken sind nicht diejenigen, welche die Menschen voneinander trennen, sondern welche sie zu vereinigen vermögen. Es werden noch viele Adlige vermodern, ehe sich aus der Asche der Vorurteile und Irrtümer, einem Phönix gleich, der Gedanke zum herrschenden erhebt: Arbeit adelt!

Maienabend.

Die Wolken ziehn in stetem Wandel
Wie Schleier an dem Mond vorbei,
Es hüllt mich in den weichen Mantel
Die Nacht, und Knospen treibt der Mai.

Auf hohen schlankgebauten Stielen
Viel Glöckchen schwanken hin und her,
Die leisen Abendwinde spielen
Mit Doldensträußen, blütenschwer.

Durchs Blätterdach die Sternlein blicken
Von leicht verhüllter Himmelsbahn,
Im Dufte liegt die Welt, es nicken
Die Rosen rings im Gartenplan.

Dem Abend gleicht mein Herz, der eben
Von Blumen und von Sternen träumt,
Wer ahnt, daß es im Dämmerweben
Jetzt stumm vor Jubel überschäumt!

Frankfurt a. M. Elisabeth Mentzel.



Frauenarbeit im Kunstgewerbe.

Von **Emmy Luthmer** (Berlin).

Wenn man sieht, mit welchen Schwierigkeiten noch heute in Deutschland die Frauen zu kämpfen haben, die sich dem Studium widmen wollen, um einen wissenschaftlichen Beruf einzuschlagen, wie man ihnen von allen Seiten mit kleinlicher Voreingenommenheit jede Handbreit eroberten Bodens streitig zu machen sucht, so muß man mit dankbarer Verwunderung zugestehn, daß diejenigen, die sich in den letzten 20 Jahren mit dem Kunstgewerbe, oder sagen wir besser mit „angewandter Kunst“ beschäftigt haben, in ihrem Studium kaum nennenswerten Hindernissen begegnet sind. Die kunstgewerblichen Schulen von Berlin und München öffneten mit dankenswerter Vorurteilslosigkeit ihre Pforten gleichmäßig den Mädchen wie den Jünglingen. Es wurden immer mehr weibliche Abteilungen im Anschlusse an bestehende Kunstschulen gegründet und Frauenerwerbsschulen nahmen dies Fach in ihren Lehrplan auf. Man ging wohl zunächst von dem Ge-

danken aus, daß bei dem Bestreben, den Geschmack zu heben und die häusliche Kunst zu fördern, man es nicht versäumen dürfe, auch die Frauen, deren eigentliche Domäne das Haus ist, so zu erziehen, daß ein wirksames Mitarbeiten ihrerseits an der nationalen Aufgabe zu erwarten sei. Aber die Sache griff doch viel tiefer.

Bei dem mächtigen Andrängen der Tausende unversorgter Frauen zu neuen Berufsarten, die ihnen einigermaßen die Aussicht auf ein anständiges Auskommen sichern sollten, suchte auch sehr bald die Frau im öffentlichen Leben des Kunstgewerbes nach einer Position. Daß es ihr gelungen wäre, sich diese glänzend und unbestritten zu gestalten, kann man nun eigentlich nicht behaupten. Und dies hat seinen bestimmten, klar zu erkennenden Grund. Der junge Mann, der die Kunstgewerbe-Schule besucht, geht fast immer aus dem Handwerkerstande hervor. Sein Vater ist Stubenmaler, Lithograph, Schlosser, Tischler oder dergl., und es ist sein Wunsch, daß der Sohn dies Handwerk in höherem Sinne, mit künstlerischem Können ausgerüstet, fortführe. Der junge Mann weiß also von Anbeginn meistens genau, was er will; er kennt die Handgriffe bereits, die er als Knabe bei seinem Vater oder als Lehrling bei einem Meister gelernt hat. Er tritt, nachdem er ein oder zwei Jahre lang die Anfangsgründe allgemeinen Zeichnens in der Kunstgewerbeschule studiert hat,

in eine Fachklasse ein und arbeitet dort auf ein bestimmtes Ziel los.

Das Mädchen, meistens nicht in einer Atmosphäre von Handwerk und praktischer Arbeit aufgewachsen, macht sich in der Regel kein ganz klares Bild dessen, was einmal aus ihm werden soll. Es hat, wenn es in die Zeichenschule eintritt, nur sehr unbestimmte Ideen von bemalten Gegenständen, die ihm als höchsterreichbares Ziel seines Strebens erscheinen. Ich mache den jungen Damen diese Ziellosigkeit gar nicht so sehr zum Vorwurf. Da es bisher noch eine Ausnahme ist, daß eine unserer Töchter an der Hobelbank steht oder Wände anstreicht, so ist es wirklich recht schwierig für sie, von Anfang an zu sagen: das ist mein Ziel. Im günstigsten Falle ergreift sie, nachdem sie ihr drei- bis vierjähriges Studium hinter sich hat, irgend eine Gelegenheit, die sich ihr grade bietet, zur praktischen Verwertung des Gelernten, vielfach als Zeichnerin in einem Stickereigeschäft oder einer ähnlichen Branche. Oftmals aber muß sie die traurige Erfahrung machen, daß sie momentan mit dem, worauf sie Jahre ihres Lebens verwendet hat, gar nichts anfangen kann, und daß die Auftraggeber immer grade etwas ganz andres wollen, als was sie kann. Und die Anforderungen der Herrn Geschäftsleute, die häufig auf den niedrigsten Geschmack des Publikums spekulieren, sind oft kurios! Da heißt es denn, den

Nacken steif halten und ausharren bis sich Besseres bietet. Wenn aber, wie leider oft, die Verhältnisse so liegen, daß nach jedem Verdienst gegriffen werden muß, dann kommt das Mädchen leicht auf abschüssige Bahnen — in künstlerischer Beziehung natürlich — und sie wird in dem Hasten nach pfennigweisem Erwerb kaum mehr die Kraft finden, sich wieder heraufzuarbeiten und, was das wichtigste ist, weiter zu streben. Denn mit dem, was man auf der Schule lernt, ist's nun einmal nicht gethan — die Hauptsache kommt später, wo es gilt, die Kräfte frei zu üben, unerwartete Aufgaben zu lösen, mit einem Wort, selbständig zu sein!

Hier liegt nun der Punkt, an dem wohl in der allgemeinen Erziehung unserer jungen Mädchen Fehler begangen werden. Die Allermeisten sind von einer unglaublichen Unselbständigkeit! Wie viel Fleiß, wie viel ehrliches Wollen, wie viel Tüchtigkeit findet man unter der lernenden weiblichen Jugend! Sie sind nach Aussage von Lehrern, die beide Geschlechter unterrichtet haben, sogar eifriger als die jungen Männer. Und doch erreichen sie verhältnismäßig so wenig. Das ist gewiß nicht allein ihre Schuld, aber einen großen Teil daran haben sie wohl. Man findet in Berlin eine ganze Reihe junger Mädchen, die als Zeichnerinnen in Geschäften oder Fabriken mit einem Gehalt von 90 bis höchstens 150 Mk. angestellt sind, bei täglich acht-

stündiger Arbeitszeit. Es sind ungefähr dieselben Bedingungen, unter denen gute Buchhalterinnen angestellt werden, — aber die Lehrzeit ist erheblich länger (4 Jahre zu 1 Jahr), und ein wenig künstlerische Begabung ist doch am Ende Voraussetzung, oder sollte es wenigstens sein! Aber leider hat sich im Publikum die Annahme verbreitet, daß man durch Zeichnen auf eine bequeme und angenehme Art einen reichlichen Erwerb finden könne, daß die Frage des Talents kaum noch eine Rolle spielt. Leider sind recht viele der Mädchen, die alljährlich dieses Studium ergreifen, jämmerlich unbegabt dafür und es wäre ihnen besser, sie suchten sich durch andre Arbeit, als Schneiderinnen, Verkäuferinnen, Wirtschafterinnen ihr Brot; indessen diese Stellungen gelten für weniger „fein" und deshalb versucht man es mit der Kunst. Der ungeheure Zudrang zu diesem Fach ist wirklich nur erklärlich aus einer gewissen Eitelkeit und einer völligen Unkenntnis der keineswegs glänzenden Chancen. Ich möchte hier noch einmal den schon zum Gemeinplatz gewordenen Satz wiederholen, daß der Sache der vorwärtsstrebenden Frau durch nichts so sehr geschadet wird, wie durch unberufene Mitarbeiterinnen!

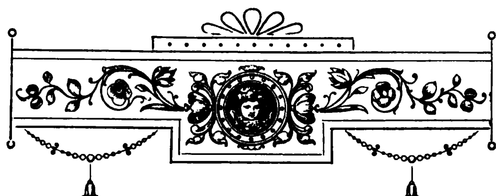
Wurde bisher in diesen Zeilen nur von dem mehr- oder minderbegabten Durchschnitt der das Kunstgewerbe studierenden jungen Mädchen gesprochen, so verdienen dagegen vor allem die

Wenigen eine Erwähnung, die mit einem eigenartigen Talent ausgestattet sind. Es sind ja nun auch endlich die Malerinnen zu der Einsicht gekommen, daß es durchaus nichts Minderwertiges bedeutet, einen Gebrauchs- oder Luxusgegenstand, der unser Haus schmückt, künstlerisch durchzubilden, und daß es nicht nur die Staffeleibilder sind, die Anspruch auf den Titel eines Kunstwerks haben. Diese Erkenntnis ist der Boden, aus dem den kunstbegabten Frauen gute und schöne Früchte erwachsen können. Ein wirkliches Talent, das in einem vielseitigen künstlerischen Studium voll ausreifen kann, wird eine viel dankbarere Aufgabe darin finden, die Kunst auf Gegenstände unserer Umgebung sinngemäß anzuwenden, als immer Bilder zu malen, die schließlich nur ihr eigenes Atelier schmücken. Aber es gehört ein vielseitiges, gründliches Studium dazu, denn damit, daß man eine Landschaft in Oel oder einen Blumenstrauß schlankweg auf ein poliertes Möbel malt, ist noch lange kein Kunstwerk geschaffen! Ich bin auch weit davon entfernt, alle die schnitzenden, brennenden, Porzellan und Majolika bemalenden Dilettantinnen ermutigen zu wollen, sich unter die kunstgewerbetreibenden Frauen zu rechnen! Nur die Allerbegabtesten werden es mit dem Einsatz ihres ganzen Könnens erreichen, auf kunstgewerblichem Gebiet Werke zu schaffen, die ernsthaft in Betracht kommen.





Schreiber, chm.



Die Lüderitzen.

Skizze von E. Bely (Berlin).

„Nu mal wieder'n Montag!" murmelt die hagere Alte und knöpft den einzigen noch festsitzenden Knopf an ihrer Jacke zu und sucht dann auf dem Fußboden nach Stecknadeln. Sie hat doch ein paar gehabt. Endlich, nach langem Bücken findet sie eine und hilft damit dem mangelhaften Verschluß nach. Das Kleidungsstück ist von einem fahlen Schwarz, das alte Fräulein, das es herschenkte, hat es lange getragen. Die wenigen grauen Haare sind am Hinterhaupt zusammengenestelt und werden von einem Kamm gehalten, der nur drei Zacken hat.

„Nu mal wieder rum um die Woche!" setzt sie hinzu und fährt geräuschlos in den schäbigen Friesrock. Nur die Mile nicht stören, sie schläft so fest da auf dem Stroh in der Bettstatt, dem gemeinsamen Lager. Schöne rote Backen hat das Mädchen und es atmet so gesund, daß ordentlich gut zuzuhören ist. Ein grauer, nebliger

Novembermorgen ist's, man blickt durch das Dachfenster auf niedrigere Dächer, auf deren Schiefergrau die Nässe erkennbar ist; sie schaudert und guckt fragend nach den paar schwelenden Holzstücken im eisernen Ofen, bei denen der Kaffee kochen soll und die das elende Stübchen wärmen müssen. Am Sonnabend suchte sie sie auf dem Wege in die Stadt herein auf. Da liegt auch die halbzerfetzte Bibel noch, in der sie gestern gelesen hat. Sie war ihr einmal wieder in die Hände gefallen nach langer Zeit, und da hatte sie gleich vorn angefangen, das vom „Anfang" — aber wenn ihr nur wer auch hätte sagen können, wann der nun eigentlich war. Sie will Fräulein Tobias fragen, beschließt sie.

In Fine Lüderitz ihrem gelblich welken Gesicht sitzt eine krumme, vogelartige Nase, ihre kleinen grauen Augen sind rot gerändert, ihr Mund ist fast zahnlos. „Habe nie viel zu beißen gehabt und doch sind sie fortgegangen," pflegt sie zu sagen.

Mit dem Kinde da steht sie allein in der Welt, sie hat, in jüngsten Jahren Waise, nie jemanden gehabt, der zu ihr hielt. Wenn man sie nach dem Vater von Mile fragt, sagt sie: „Der war'n schlechter Mensch und ich war bloß dumm!"

Da regt sich Mile, streicht das blonde Haar aus der Stirn und setzt sich halb aufrecht; das zerfetzte Hemde fällt von den vollen Schultern

zurück. „Mutter,“ spricht sie zwischen Gähnen hin, „ich bin so durstig.“

„Ich bringe dich gleich'n Kaffee!“ antwortet die Alte diensteifrig. „Un' sollst mal sehn, ordentlich stark is er, so viel Schrot habe ich von Fräulein Tobias gekriegt. Es giebt doch noch gute Menschen!“

Das Mädchen hat ein grinsendes Lachen, bei dem regelmäßige, schöne Zähne sichtbar werden. „Dunnerjeh!“ sagt es.

Fine Lüderitz eilt geschäftig hin und her und kommt endlich mit einem kleinen, schadhaften Henkeltopf, in dem sich die schwarze Brühe befindet, und einem trockenen Weißbrot. „Das wird dich gut thun, Mile!“ Dann guckt sie zu, wie die weißen Zähne einbeißen. „Heute is Montag!“ erzählt sie.

„Ja — du hast's gut —“ mault Mile.

„Meinst, weil ich Essen auf'm Dorf kriege, wenn ich das Weißbrot bringe? Als ob ich dich nich's meiste mitbrächte, weil du doch so alleine bist, Mile! Will sehn, daß ich auch wieder Stühle kriege, zum Flechten für dich.“

Mile besieht ihre Hände, gähnt wieder, ist unentschlossen, ob sie die Beine unter dem Federbett hervorziehn und aufstehn soll, oder nicht. Plötzlich lacht sie hell auf. „Mutter, bist ja so krumm, wie'n Fiedelbogen!“

„Ja doch,“ antwortet die Frau, „als ob das nich' davon gekommen wäre, daß ich mit

zwölf Jahren schon bei'm Müller im Dienst war und immer schwere Säcke schleppen mußte."

Mile sieht vor sich hin. „Ich mag in keinen Dienst!"

„Wenn man bloß die Asbestfabrik nich' eingegangen wäre," meint Fine, „da hatt' ich doch'n ordentlichen Verdienst. So mit der Aufwartung und den Gängen aufs Dorf is nich' viel. Man nur, daß mich die Leute noch kennen, und daß sie wissen, die Lüderitzen is ehrlich und der können sie was anvertrauen! Ehrlich währt am längsten, das habe ich in der Schule gelernt. Un' denn das jüngste Gericht, Mile — das muß der Mensch nur bedenken!"

Sie räumt zwischen den armseligen Möbeln hin und her. Mile hat einen sinnenden Ausdruck. „Ob das wirklich so schlimm is?"

„Ob — o jemineh! Wie wird „Er" da donnern, wie wird „Er" da richten, Heulen und Zähnklappen wird sein for die Sünder."

„Dunnerjeh!" wundert Mile.

„Und die Letzten werden die Ersten sein, Mile, hat Herr Niewald, unser Lehrer, immer gesagt."

Das Mädchen macht große Augen. „Das denk dich bloß, denn gingen wir voran, und selber Fräulein Tobias müßte hinterher, die doch gewiß gut is und 'ne bessere Aufwartung kann man nich' finden. Un' Herr Niewald auch —."

„Fräulein Tobias schimpft man immer auf mich, das weiß ich wohl!“ sagt Mile, „das is eine — die! das is ein Phutikan!“

„Ne, ne, sag das nich'!“ Fine hebt die hagern Hände. „Gut is se man einmal. Was giebt die nich' alles her. Hätten wir was auf'm Leibe ohne die? Man nur, daß sie will, daß du in' Dienst gehn oder 'ne Beschäftigung suchen und nich' bei mir sein sollst — Fräulein Tobias, habe ich gesagt, nehmen Sie es mir nich' übel, aber das Mutterherz verstehn Sie nich' — wenn ich das Mädchen nich' mehr habe — ne, lieber schinde ich mir!“ Mile ist's ein wenig kalt geworden, sie kriecht noch einmal unter die Decke.

„Un' das sagt ja auch der Armenpfleger: Lüderitzen, wenn Sie nu das Mädchen, das gesund und neunzehn Jahr alt is, nich' rausschmeißen, denn kriegen Sie ihre fünf Mark Armengeld nich' weiter. Gestern nachmittag hat er's gesagt, ich hab'n bei der Kirche getroffen!“

„Der is auch'n Phutikan!“ ruft Mile.

„Ach, was wissen so 'ne Menschen!“ setzt die Mutter hinzu. „Sehn Sie, Herr Prätorius, habe ich gesagt, meine Mile arbeitet doch ab und an, se kann so schöne Stühle flechten — die bringe ich denn von'n Dörfern mit 'rein.

„Sie sind 'ne ehrliche Seele, Lüderitzen, Sie würden verhungern, eh Sie was nehmen, aber dumm sind Se, dumm zum Erbarmen!“ hat er

gesagt. „Un' wegen den fünf Mark, die kriegen Sie nich', bis das Mädchen weg is."

„Da kann er lange warten, den Gefallen thu' ich'm nich'," lacht Mile, und das klingt so hell, daß die alte, häßliche Frau mit einstimmt.

Dann hängt sie ein Umschlagetuch über die spitzen Schultern, bindet einen wollenen Shawl um die Ohren und faßt nach dem großen Korb.

„Vor'm Dunkeln bin ich nich' wieder da —."

Mile blinzelt unter den langen Wimpern hervor, sie ist ganz zufrieden, so wie es ist. Sie empfindet keinen Neid vor den Herrlichkeiten in den Schaufenstern, die sich andre kaufen können, sie denkt nicht daran, Vergnügen zu haben, wie andre Mädchen — wenn sie eben satt wird und nichts zu thun braucht. Die Mutter ist ja da und läßt sie nicht verhungern — und während die jetzt die knarrende Thür schließt und die abgetretenen Stufen der dunkeln Treppe hinunter geht, dehnt sie sich auf dem Lager: „Jetzt schlaf ich erst noch mal wieder rum!"

Fine ist unten in der Flur des alten Hauses angelangt, wo es nach Moder und Kellerluft riecht, und steht einen Augenblick und sieht in das Nebelgrau. Sie überdenkt ihr Tagewerk. Zuerst zu Fräulein Tobias, da ist immer dasselbe, Aufputzen und Fegen und Wischen und Kohlentragen, und immer vergißt sie was davon, so viel sie sich auch zusammennimmt. Das alte

Fräulein hält ihr zuweilen ganz strenge Reden: „Lüderitzen, denn müssen Sie fort, wenn das nicht anders wird.“ „Ach, Fräulein, was soll ich denn mit meiner Mile anfangen? Denn können wir ja rein verhungern!“ Und dann nickt der graue Kopf, während die dünnen Lippen sagen: „Das faule, faule Ding!“ aber es bleibt doch beim alten. Und Fine Lüderitz hat große Vertrauensseligkeit, wenn man nur über heute hinkommt, morgen ist ja'n anderer Tag, an den braucht man nicht zu denken. Sie weiß wohl, daß sie schon zwanzigmal versprochen hat, für Mile eine richtige Beschäftigung zu suchen, aber, wenn das Kind nun nicht will? Und sie mag es sich auch gar nicht vorstellen, daß sie allein in ihrer Dachkammer säße und allein auf dem Stroh läge.

Wenn sie ihre Arbeit gethan hat, dann geht es zum Bäcker und mit der Ware hinaus auf das Dorf. Da ist sie auf die Welt gekommen, da sind ihre Eltern, Tagelöhner, auf dem Kirchhof begraben und der Platz längst nicht mehr zu finden. Dort hat sie beim Windmüller gedient und beim Bauer, und da ist der Schäferknecht gewesen, Lude Pitter, der ihr an einem Sonntagabend unter die Weiden am Fluß nachgeschlichen ist. Dort hat sie gerne gesessen, ein Wasserküsel ist dagewesen und es hat so hübsch gerauscht. Daß ein Mensch sich zu ihr gesetzt hat, das hat sie noch nicht erlebt

gehabt und war doch schon dreißig Jahr, und Lude hat so viel geschwatzt. „Weißt Du was? am Abend sind alle Katzen grau!“ hat er gesagt und ihr einen Klaps gegen die Backe gegeben und gelacht. „Da kannst Du so gut mein Schatz sein, wie 'ne Andre.“ Aber später ist er ihr aus dem Wege gegangen, und als die Bäuerin sie hinausgeworfen hat, da war kein Lude mehr da, dem sie das erzählen konnte. Sie ist mit ihren kleinen Ersparnissen in die Stadt gegangen, und als ihr Kind geboren war, hat sie in der Fabrik gearbeitet, hat's umsorgt, hat dafür gehungert. Keiner hat nach ihr gefragt, dann kam die Armenunterstützung, als sie einmal krank lag. Nun wollen sie die ihr auch wieder nehmen. Sie schimpft nicht — das wird wohl so richtig sein. Nur später kommt es einmal anders, das weiß sie ganz gewiß: Die Letzten werden die Ersten sein.

Scheu gleitet ihr Blick über die enge Vorstadtstraße mit ihren schmalen Häusern aus rauchgeschwärzten Backsteinen nach einem großen Schilde über dem Schaufenster eines Schlachthauses. „Ludwig Pitter.“ Da hat er sich vor fünf Jahren niedergelassen, das Haus gekauft; eine rundliche Frau steht hinter dem Ladentisch. Das Schild hat sie nicht ordentlich lesen können, aber ihn hat sie erkannt mit seinem roten Gesicht und den breiten Schultern und dem rotgelben, struppigen Haar.

In der Dämmerung hat sie ihm einmal aufgelauert: „Lude, kennst Du mich noch?"

„Wen?"

„Fine Lüderitz!"

Er hat die Augen weit aufgerissen und sie angestiert.

„Ne!"

„Du warst doch dazumal Schäferknecht beim alten Hameche! Un' meine Mile habe ich nu' groß gebracht."

„Was geht das mich an!"

„Damals sagten die Leute, wenn Du nich' weggemacht wärst, hätt'st du mich auszahlen müssen."

„Was? was? das soll'n wohl noch gar Ansprüche sein? Das wär' was für meine Frau! das is ne Scharfe! Ne, da will ich man gleich mal auf die Pollezei!"

Polizei! das ist ein schreckliches Wort für sie, sie ist zusammengezuckt. „Ne, laß man, damit will ich nichts zu thun haben."

„Könnte auch 'ne jede kommen. Un' schickst Du mir etwa Dein Balg über'n Hals, schlag ich ihm die Knochen entzwei."

Sie ist stehn geblieben und hat ihm nachgeblickt. Nein, Mile soll ihm nicht in den Weg kommen, ganz gewiß nicht.

Wenn sie einmal besonders zum Reden aufgelegt ist und sie mit dem Kinde an dem Laden vorbeigeht, wo so viel appetitliches Fleisch liegt

und die Frau mit der weißen Schürze wiegt und Geld einnimmt, dann hat sie wohl die Redensart: „Da läßt sich gewiß gut stehn, und für 'ne Suppe hat die auch was!"

Aber Mile fragt nicht, sie ist auch nicht für's Nachdenken. Und nun setzt sich Fine Lüderitz, als die Uhr schlägt, rasch in Bewegung; sie kommt ein wenig zu spät und ihr altes Fräulein wird ungeduldig sagen: „Hat Sie sich von Ihrer faulen Mile wieder nicht trennen können?" —

* * *

Es ist zwischen 6 und 7 Uhr abends, da keucht Fine Lüderitz vom Dorf wieder heim in die Stadt. Ihr Weißbrotkorb ist geleert, sie hat etwas anderes darin, ein paar Eier und ein Restchen Schinken und in einem alten Topf gelbe Erbsen — die ißt Mile gern. Und Arbeit bringt sie auch, einen runden Stuhl, den der dicke Schulze nun endlich ganz durchgesessen hat. Schwer auf dem Rücken zu schleppen war er freilich, aber der Schulze hat gemeint, sie könnte sich auf dem Wege ab und zu mal draufsetzen. Das hat sie gethan, sie thut alles, was man ihr sagt. Der Schweiß fließt in Strömen über ihr welkes Gesicht, ihr Atem geht kurz und pfeifend, und zuweilen giebt es ihr einen Stich da irgendwo im Innern; dann bleibt sie stehn, um sich zu verpusten.

Die Gaslaternen brennen trübe in der Feuchte, das Schnurren der elektrischen Bahn klingt wie

ein Wehgeheul. Den Kirchturm mit seiner Spitze gewahrt sie kaum, links ist Lude Pitters Haus, sie guckt nicht hin. Heute mittag, wie sie an den Weiden vorbeikam, die nun entlaubt sind, hat das Wasser wieder gerauscht wie damals. Ein pfeifender Junge stößt sie an, daß sie ein wenig ins Wackeln kommt, sie muß überhaupt wieder von dem Bürgersteig herunter, wo sie den Leuten den Weg versperrt. Zwischen zwei Karren windet sie sich durch mit ihrer Last. „Altes Dromedar!“ brummt sie der eine Mensch an und lacht dabei. Bald sieht man nicht mehr fünf Schritte weit, so dicht wird der Nebel, und die Luft riecht rußig und legt sich immer beklemmender auf die Brust. Plötzlich werden kreischende, rufende Stimmen hinter ihr laut — was ist das nur? „Haltet den Dieb!“ schreien sie das wirklich? Und dann huscht es keuchend an ihr vorbei — eine Weibsperson — „Haltet den Dieb!“ und es wird ein unruhiges Hin und Her. Gruppen bleiben stehn. „Haltet den Dieb!“ schrillt es. Sie ist dicht vor dem Hauseingang und bleibt dort stehen, zu sehen, was wird. Da kommt es quer über die Straße, packt sie, zieht sie mit.

„Mutter — ich kann nich' rauf — Mutter, da finden sie mich!“ Ihre Mile mit verzerrten Zügen, mit pfeifenden Lauten zischt es in ihr Ohr.

Sie sagt nichts, sie faßt nur den Arm des Mädchens mit der freien Hand und schiebt sie

dem Kohlenverschlag unter der Treppe zu — da ist ein ganz dunkler Winkel zum Hinducken; dann tritt sie in die Thür zurück.

Dicht vor ihr ist nun auch schon die wilde Jagd, Männer, Frauen, Kinder.

„Haltet den Dieb! Ist ein Mädchen hier vorbeigekommen? hat sich das Geschöpf hier versteckt? weit kann es nicht gekommen sein!" schreit es durcheinander. Und eine Frau kennt sie: „Lüderitzen, hat Sie nichts gesehn?"

„Ne — ich habe nichts gesehn!"

Lude Pitter ist auch drunter, sein Gesicht ist noch röter. „Wenn ich die Kanaille erst kriege!" sagt er und hebt die breite Faust.

„Wer war's denn man bloß — was hat sie denn gemaust?" fragen die Stimmen durcheinander, und einige, die schon müde sind von der Hetz, nehmen das als Anlaß, sich auszuruhn. Andre stürmen weiter.

„Ne Wurst, die feinste Cervelatwurst, die meine Frau just vorher angeboten und auf den Tisch gelegt hatte," erzählt Pitter. „Hat sie noch grade unter der Schürze hervorgucken sehn, wie das Luder aus dem Laden wischte. Aber nu' — los!"

Sie zerstreuen sich; Fine Lüderitz, den Stuhl des Schulzen noch immer auf dem Rücken, bleibt unbeweglich in der Thür stehen. Es schlägt vom Turm und schlägt wieder, sie rührt sich nicht. Da tappt sich etwas die Treppen hin-

unter, schwerfällig kommt es an Fine's Seite — der alte, lahme Liebert, der neben ihnen an haust, ist es.

„Lüderitzen, ich warte nu' schon 'ne geschlagene Stunde auf das Mile — Schmalz hat es mich holen sollen und kommt nich' wieder. Kein Schmalz und kein Geld —. Weiß Sie denn nich'? —." „Ne, ich weiß nich!"

„Denn muß ich man selber mal rüber humpeln," sagt der alte Mann und murmelt, als er sich schwerfällig in Bewegung setzt: „Kein Geld und kein Schmalz, so'n unzuverlässiges Geschöpf."

Sein Stock stößt schallend auf das Pflaster. Die gebrechliche Gestalt verschwindet in dem Nebel, da schleicht es an Fine rücklings heran.

„Mutter, nu' muß ich weg, nu' sagt Liebert doch, daß ich es gewesen bin — und denn finden sie mich — denn kommt die Pollezei."

„Ja, ja!" sie packt ihre Last ab und stellt sie in die Hausflur, die Hände fassen sich, dicht an den Mauern entlang gleiten sie bis um die nächste Straßenecke. Sie halten beide den Atem an. „Nur nich' die Pollezei, nur die nich'!" flüstert Fine.

Straßenweit wandern sie, die Schultern an einander gedrückt, die Häuser werden vornehmer, kleine Gärten sind vor den Thüren, hinter den zugezogenen Gardinen schimmert Licht. Man hört ab und an Musik, ein Klavier, eine Singstimme.

Die elektrische Bahn gleitet vorüber mit ihrem stöhnenden Geräusch; Hunde kläffen, Schritte erklingen und verhallen — die Beiden wandern weiter, sie gucken nicht rechts und nicht links. Vom Bahnhof her tönt das Schnauben der Züge und das Schrillen der Signale, aus dem Erdgeschoß eines großen Hotels weht sie warmer Essensgeruch an.

„Mutter," flüstert Mile, „die Pollezei — lieber aus der Welt, hast du doch immer gesagt. In en schwarzes Loch und Schläge — hu — Schläge —" sie zieht die volle Gestalt zusammen, als fühlt sie die klatschende Peitsche.

„Un' dicke Erbsen hatt' ich mitgebracht und Schinken von der Kaup'schen!" spricht Fine vor sich hin.

„Nach Hause können wir nich' wieder," wimmert Mile — „da lauern sie uns nu' all auf" — — die alte Frau schwitzt nicht mehr, wie vorhin, ein kalter Schauer überrieselt sie. Ihr Kind wollen sie ihr nehmen, es wegschleppen, allein soll sie sein, ohne ihre Mile.

„Lieber aus dem Leben raus!" sagt ihr zahnloser Mund.

„Da!" schreckt das Mädchen zusammen.

Fine Lüderitz sieht den Helm eines Schutzmannes, er steht mit einem Dienstmädchen im Gespräch, das ein weißes Mützchen auf gewellten, blonden Haaren trägt.

„Da nich' rum! Nein, nein!" Sie schlagen einen andern Weg ein.

„Da is wieder einer!" Aber er geht drüben weiter, ohne die Beiden nur anzusehn.

Am Marktturm vorbei, an Menschen, die kommen und gehen, an Läden, hinter deren Glasscheiben schöne Dinge liegen, bunte Kleidungsstücke, Eßwaren, Früchte, Backwerk. Dann kommen sie nach einem großen freien Platz, wo graue, hohe Mauern aufragen, die eines alten Schlosses, wo entlaubte Bäume sind, die dürre Aeste in das Nebelgrau wie Fangarme strecken, und wo ganz hinten die Mühlen stehn, die der große, hier in ein Steinbette gezwängte Fluß treibt.

Der matte Schein einer Laterne fällt auf Mile's Gesicht, ihre weißen Zähne schimmern.

„Was brauchte mich der alte Liebert auch hin zu schicken, zu Pittern. Ich bin noch bei kei'm Schlachter gewesen und es roch so gut und just vor mich lag se, und die Frau sagte zu 'ner andern, das wäre so gut und drehte sich weg." Sie wischt sich über den Mund. „Hat mich aber noch nich' mal geschmeckt, die Hälfte habe ich neben die Butze geworfen, die findet Appels Caro — es biß so auf der Zunge."

Rund um den Kopf des jungen Geschöpfs stehn die ungebürsteten, widerspenstigen Haare, sie haben einen rotblonden Schein. Ein altes schwarzes Kleid, das Fräulein Tobias der Aufwärterin geschenkt und das sie für sich zu gut,

für ihre Mile aber gerade recht findet, hängt um die vollen Glieder des Mädchens, am Halse ist es zerrissen, da schimmert das weiße Fleisch über dem dunklen Stoff. Mile hat nie den Versuch gemacht, sich zu putzen oder den Männern zu gefallen, sie ist zu faul. Und jetzt ist sie auch müde und möchte nicht weiter.

Plötzlich hält die Alte ihre Schritte an. „Nu' können sie nich' mehr sagen, die Lüderitzen is 'ne ehrliche Haut!"

So eins ist sie mit ihrer Mile, daß es ganz natürlich ist, daß sie es auf sich nimmt.

„Das können sie nu' nich' mehr sagen!" Und dann faßt sie den Arm der Mile. „Un' „Er" — wenn das jüngste Gericht is, denn wird „Er" donnern und wir, wir müssen in die Hölle — rein in die Hölle!"

Und die Falten ihres Gesichts zucken und in ihre kleinen, rotrandigen Augen treten feuchte Tropfen. „Un' Mile, das gilt nu' auch nich' mehr for uns, die Letzten werden die Ersten sein." Mile hat es aber vorläufig noch mit dieser Welt zu thun.

„Ob sie Einen dafür ‚köppen' können?" fragt sie und reckt die Stumpfnase in die Luft. „Vor'm Jahre haben sie doch Einen in dem Zellengefängnis geköppt, Mutter!"

„Die Pollezei kann alles," antwortet Fine Lüderitz.

„Au ne, au ne!" Mile fährt mit beiden

Händen nach ihrem Halse, als müsse sie ihn schützen.

„Un' was Fräulein Tobias erst sagt — ne, der kann ich ja nich' wieder unter die Augen!" spricht die Alte vor sich hin.

„Hanne Nachtweih hat mal'n Scharfrichter gesehn," zischelt Mile der Mutter ins Ohr, „was der for'n Schwert hat, das wäre so groß, so groß und scharf —" sie duckt ihren rotblonden Kopf. „Hanne Nachtweih hat so viel erzählt, wenn wir oben in der Dämmerung auf der Bodentreppe gesessen haben — so graulich war's, so gräßlich graulich —."

„Fräulein Tobias wollte mal nach'm Armenpfleger hin, nu' thut sie es gewiß nich'", meint die Alte, „ich bin ja nu' nich' mehr ehrlich!"

Mile hängt sich an ihre Schulter, ein wildes, ängstliches Leuchten ist in ihren Augen, Röte und Blässe fliegen über das Gesicht.

„Sie soll'n mich nich' köppen, Mutter, sie soll'n nich'! Es thut weh — es thut zu weh —" ihre Lippen beben, ihre Zähne klappen aufeinander, der Körper windet sich, wie in Zuckungen, „lieber, lieber —" sie sieht sich um, verzweiflungsvoll suchend, die alte, krumme Mutter da ist ihr kein Schutz mehr vor dem Fürchterlichen, das kommen wird. Und dann läßt sie die Hände sinken, so daß Fine von dem Stoß ein Eckchen zurückschnellt, und rennt davon, gerade aus, dahin, wo die Steinmauer ist und tief unter ihr

das blanke, schwarze Wasser, das der Mühle zu gurgelt und rauscht.

Die Lüderitz läuft ihr schwerfällig nach, Mile ist mit einem Satz oben; dann hört sie einen schrillen Schrei, ein Aufklatschen — sie ist unten, im Wasser, fort aus der Welt, fort von der Polizei — das ist das Nächste, was Fine denkt, als sie nun ganz herankommt. Kein Mensch ist in der Nähe, der es gesehn, keiner, der nachspringen und sie heraufholen kann —.

„Nu' hat die Pollezei aber —“ Fine's dürre Lippen murmeln das mit einer Art von Genugthuung — „de Pollezei —“ und dann blickt sie hinunter. Da ist freilich nichts mehr zu sehn von ihrer Mile, da ist ein Wirbeln und Rauschen, kleine weiße Schaumkämme sind über dem schwarzen blanken Wasser. Nein, ihre Mile kriegt keiner wieder zu sehn. Dann faßt sie an die Schläfen, hinter denen es auch pocht und wirbelt; der weite Weg aufs Dorf hat sie müde gemacht, das Schleppen, dann die angstvolle Wanderung durch die Straßen — kein Stern über ihr am Himmel. Sie aber, sie kriegt ihre Mile auch nicht wieder zu sehn! Auch nicht? sie soll allein in die Kammer, auf das Stroh. Und eine ehrliche Haut ist sie nicht mehr, die alte Lüderitzen, das kann keiner wieder sagen, selbst Fräulein Tobias nicht. Und das jüngste Gericht, wie muß sie sich nun vor dem fürchten — ihre Mile. — Wann es wohl ist? Wann der Anfang war,

hat sie zu fragen vergessen — Fräulein Tobias — und wann das Ende ist, das Gericht? Vielleicht kommt man gleich hin, wenn man tot ist. Ihre Mile ist tot! Wenn das Kind allein hin sollte? oder wenn — Nein, es soll nicht allein sein, sie geht mit und wenn die, die sich selber umbringen, gar nicht gerufen werden von der Posaune und still liegen bleiben müssen, dann will sie's auch. Sie sind immer zusammen gewesen Mile und sie. —

Der alte graue Shawl ist ihr vom Kopf auf die Schultern gerutscht; als sie eine mühsame Anstrengung macht, den Steindamm zu ersteigen, flattert er wie ein paar Flügel um sie her. Sie senkt den Kopf eine Sekunde, sie lächelt ein wenig — so rauschte es damals unter den Weiden — leiser nur, leiser — Lude Pitter — Mile! Ein Ruck, ein Aufklatschen — der Wirbel umfängt sie und reißt sie hinunter wie Mile.

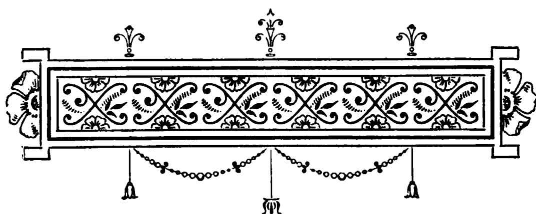


Spruch.

Am Lob erwärmt sich das Talent
Wie an dem Sonnenschein die Mücken,
Wer seines Schaffens Grenze kennt,
Den kann die Schmeichelei nur drücken.

Frankfurt a. M. Elisabeth Mentzel.





Zum medizinischen Studium der Frauen.

Von Dr. med. **Agnes Hacker** (Berlin).

Indem ich hier einiges aus dem Verlauf meines Studiums, welches ich in Zürich in den Jahren 1890 bis Februar 1896 absolviert habe, mitteile, wende ich mich nicht sowohl an diejenigen, die regelmäßig Frauenblätter lesen, als an die Fernerstehenden. Ich hoffe nämlich, daß dieses Buch sich in seinem Leserkreis nicht nur alte Freunde moderner Frauenbestrebungen gewinnen wird, sondern auch neue — solche, die der Sache bisher fremd gegenüber standen und daher unorientiert sind. Wie sehr dies der Fall ist, erfährt man oft mit Staunen. Selbst hier in Berlin, wo seit mehr als 20 Jahren Aerztinnen thätig sind und sich einer ausgedehnten, sich in alle Kreise erstreckenden Praxis erfreuen, trifft man mitunter sehr gebildete, intelligente Frauen aus dem Beamten-, Offiziers-, Kaufmannsstande, die keine Ahnung von der Existenz weiblicher Aerzte hier selbst, oder überhaupt in Deutsch-

land haben. So erscheint es nötig, immer von neuem auch über alte Dinge zu reden und Zeugnis für eine Sache abzulegen, die man für eine gute hält. Wie steter Tropfen den Stein höhlt, so macht auch dasjenige Neue, das ein Vorwärts bedeutet, allmählich einen Eindruck selbst auf dem steinigsten Boden des Altgewohnten, indem es mit hartnäckiger Ausdauer durch seine lebendige Kraft wirkt.

Der ärztliche Beruf, der einerseits gerade ein solcher ist, dessen Ausübung durch Frauen fast allgemein, oder sagen wir vorsichtigerweise schon vielfach als ein Bedürfnis anerkannt wird — wurde dieses Bedürfnis ja sogar in der bekannten Landtagssitzung vom 30. April d. J., in welcher über das Breslauer Mädchengymnasium verhandelt wurde, von den Rednern der verschiedensten Parteien anerkannt — dieser ärztliche Beruf ist andrerseits doch gerade so geartet, daß er vielen ganz besondere Schwierigkeiten zu bieten scheint, kaum zu überwindende für Frauen von Zartgefühl und guter Sitte. Die Ausübung des Berufs selbst, das ginge noch; — aber das Studium der Medizin gemeinsam mit jungen Männern! Da liegt der Haken. Gerade die etwas älteren Frauen, vielfach die Mütter junger, nach einem Studium verlangender Töchter fragen uns immer wieder, wie es denn möglich sei, ein solches Studium durchzumachen, oder sie setzen als selbstverständlich vor=

aus, daß der Unterricht in gewissen Disziplinen getrennt erteilt wird. — So ist es nicht so sehr die schwere Verantwortlichkeit der in Aussicht stehenden Berufsarbeit, vor der man sich scheut, als vielmehr all das Peinliche, Unangenehme, das während des Studiums zu überwinden ist.

Es ist nun schon oft gesagt und betont worden, daß gerade bei den medizinischen Studien der Ernst der Arbeit, der Eifer und der Wetteifer viel zu groß wären, als daß Raum bliebe für Empfindungen von Gêne und dergleichen. Das ist gewiß sehr richtig, aber vielleicht hat man nicht genugsam betont, welch wichtige Rolle bei diesem Zurücktreten persönlicher Empfindungen dem allmählichen Hineinwachsen in den Geist des medizinischen Studiums zufällt — durch gemeinsam betriebene vorbereitende Studien in den naturwissenschaftlichen Fächern. Ich bin der Ansicht, daß, falls in Deutschland ganz im allgemeinen naturwissenschaftliche Neigungen mehr gepflegt würden bei Knaben und Mädchen, Männern und Frauen, die Stellungnahme zur Frage eines für junge Männer und Frauen gemeinsamen Studiums der Medizin eine andere sein würde, als sie es augenblicklich noch in weiten Kreisen ist. Es wäre dringend zu wünschen, daß dieselbe, oder vielmehr eine noch viel größere Popularität für Studien in Botanik, Zoologie, Physik, Chemie sich bei uns, speziell für Mädchen und Frauen, entwickeln

möchte, wie sich eine solche eingebürgert hat für Malen, Musik, Handarbeiten aller Art. Es wäre damit der Weg zum Verständnis für viele Dinge gegeben, die sich ganz speziell auf menschliche Verhältnisse beziehen.

Studien in den genannten vier naturwissenschaftlichen Fächern bilden auf den Schweizer Universitäten die Vorbereitung für den jungen Mediziner — wenigstens so weit er sich dem von den Professoren herausgegebenen Studienplan anschließt. Erst für das III. und IV. Semester wird der Besuch der anatomischen und physiologischen Vorlesungen und praktischen Kurse geraten. Da ich selbst in Zürich studiert habe, so beziehen sich meine Erfahrungen speciell auf dortige Verhältnisse, doch dürften die Abweichungen auf anderen Universitäten nicht gar groß sein. Bevor man akademische Bürgerin werden kann, einer Schweizer Universität, — in Deutschland kann man dies überhaupt nicht, man wird nur nach Erlaubnis der Docenten, ihre Vorlesungen zu besuchen, als Hospitantin inskribiert — muß man das schweizerisch eidgenössische Maturitätsexamen ablegen. Dasselbe entspricht ungefähr unserm Abiturientenexamen — nur ist es zulässig, sich statt des Griechischen eine moderne Sprache zu wählen, so daß man eine Prüfung in drei modernen Sprachen statt andernfalls nur in zweien zu bestehen hat. Wo und wie man die erforderlichen Kenntnisse erlangt hat,

ist gleichgültig; sie werden daher meist auf dem teuren Wege der Privatstunden erworben — in den letzten Jahren dagegen vielfach in den Gymnasialkursen und Gymnasien für Mädchen in Berlin, Leipzig, Karlsruhe. Nach abgelegter Matura findet in den nächsten Tagen im Senatszimmer der Universität die Aufnahme der akademischen Bürger und Bürgerinnen durch den Rektor statt, mit Handschlag und kurzem Hinweis auf die Pflichten derselben gegenüber der Universität. Zugleich erfolgt die Aushändigung der Kollegienhefte (zum Eintragen der Vorlesungen bestimmt, die man belegt), und damit steht uns die Welt der Vorlesungen, Seminarien, Laboratorien, Kliniken offen und für den Mediziner auch die Anatomie. Würde man sich an den Studienplan halten, so besuchte man im I. und II. Semester nur die naturwissenschaftlichen Vorlesungen — doch thut die Medizinerin dies meistens nicht. Hat sie sich nicht schon vorher Zugang zu der Anatomie verschafft, so thut sie es als vollberechtigte akademische Bürgerin gewiß gleich. Zum Teil ist es Neugier, die sie dazu treibt, zum Teil aber der sehr berechtigte Wunsch, sich gleich im Beginn ihrer Laufbahn auf ihre Widerstandskraft und Ueberwindungsfähigkeit gegenüber den Greueln ihres Studiums zu prüfen. Erst wenn sie das Schreckgespenst der Anatomie von Angesicht zu Angesicht geschaut hat ohne in Ohnmacht zu fallen, erst

dann ist sie ganz sicher, daß „es gehen wird" — auch weiterhin.

Und wie fällt nun diese Probe aus? Während meines 6jährigen Aufenthalts in Zürich habe ich nicht ein einziges Mal gehört, daß eine Studentin der Medizin zu einem anderen Studium übergegangen wäre, weil sie die Schauer der Anatomie nicht überwunden hätte. Meist geht sogar die Sache überraschend schnell und leicht: es giebt weder Ohnmachten, noch entsetzte Gesichter. Zu alledem ist keine Zeit. Sofort beim Betreten des Saales der Anatomie sieht man, daß dies ein Arbeitsraum ist, nicht ein Schausaal. So sehen sich denn auch die meisten nicht erst viel um, sondern machen sich sogleich an die ihnen zugeteilte Aufgabe: die Muskeln irgend eines Körperteiles von ihrem Ursprung bis zu ihrem Ansatz zu verfolgen und frei zu legen. Dabei giebt es viel zu merken und zu beachten: die griechischen und lateinischen Namen der Muskeln, der Ansatzpunkte an den Knochen, die Wirkungsweise der Muskeln, ihre Lage im Verhältnis zu ihren Nachbarn, — kurz man hat gerade im Anfang seine ganze Aufmerksamkeit diesen Dingen zuzuwenden, will man nicht schlecht bestehen bei den diesbezüglichen Fragen, mit denen man unversehens von dem Professor oder seinen Assistenten heimgesucht wird. —

An das Studium des Knochen- und Muskelsystems — während eines Semesters — schließt sich

in einem späteren Semester dasjenige der Nerven und Gefässe — mit ihrer ganzen komplizierten Verzweigung — und der inneren Organe an. Unser Interesse wächst je mehr wir den wunderbaren Bau des menschlichen Organismus in seinen anatomischen Einzelheiten kennen lernen. Die unangenehmen Eindrücke schwächen sich ab beim Selbsthandanlegen, und indem wir begreifen, wie viel die toten Körper uns lehren. So hat man sich meistens schon nach kurzer Zeit gut eingelebt auf der Anatomie, und wenn gleichwohl zuerst jede von uns ein wenig erstaunt war über die Lebhaftigkeit, mit der daselbst ringsum studiert wurde, so schwimmt man eben bald mit in dem Eifer und der unbefangenen Fröhlichkeit, die allseitig herrschen. Während man mit dem Messer hantiert, unterhält man sich mit seinen Tischnachbarn — männlichen und weiblichen — über weiß Gott was alles, über Lehrer und Mitstudenten, über ethische und sociale Probleme — kurz, indem man arbeitet, vergißt man seine Arbeit, d. h. das Absonderliche daran. So denke ich trotz alles dessen, was auch ich erst zu überwinden gehabt habe, doch nur mit der größten Freude an die Arbeitszeit auf dem Züricher Anatomiesaal zurück.

Natürlich werden außer der Anatomie auch die naturwissenschaftlichen Vorlesungen besucht in den ersten Semestern. Sie erschließen uns neue Fernsichten. Ganz besonders bereiten uns

Botanik und Zoologie auf das anatomische und physiologische Studium des menschlichen Körpers vor. Jedes einzelne Organsystem — Nerven-, Muskel-, Atmungs-, Verdauungs- und Fortpflanzungs-System — wird in seiner primitivsten Form bis zu seiner höchsten Vollkommenheit vor uns entwickelt. Von der Lebensthätigkeit einer einzelnen Zelle als Einzelwesen, ihrer Art sich zu bewegen, auf die Einflüsse der Außenwelt zu reagieren, sich zu ernähren und zu vermehren, ist man in ganz allmählicher Weise aufwärts geschritten zu den Lebensbethätigungen der höchsten Organismen. Bei diesen alles Lebende umfassenden Erörterungen, wobei der menschliche Organismus sich uns als das höchste Glied einer Kette von Entwicklungsformen darstellt, giebt es kaum irgend etwas, das unser Zartgefühl verletzt.

Das ist die Vorbereitung auf das Studium vom gesunden und kranken Menschen. Wir wissen jetzt, was wir in den Vorlesungen über Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers zu erwarten haben. Wir verstehen bis zu einem gewissen Grade den historischen Werdegang unseres Körpers und hören alle Einzelheiten der Funktionen desselben mit dem Interesse des angehenden und wissenschaftlich vorgebildeten Forschers an. Hier bedeutet Zuwachs an Kenntnis nicht Zuwachs an Unruhe, vielmehr geben uns Kenntnisse dieser Art Ruhe und eine feste Basis für

unsere Anschauung und Beurteilung socialer menschlicher Verhältnisse.

Wer dem regulären Studiengang folgt, von dem allerdings vielfach abgewichen wird, doch nicht zum Vorteil des Studierenden, der hat in den ersten 4—5 Semestern zwei, die naturwissenschaftlichen und die anatomisch-physiologischen Studien abschließenden Examina absolviert. Jetzt erst kommt der Student und die Studentin der Medizin als cand. med. in die klinischen Semester. Es wird die Klinik für innere Medizin, die Frauenklinik, die chirurgische Klinik, die Augenklinik, die Kinder- und Irren-Klinik besucht. Dazu kommen noch die praktischen Kurse für die verschiedenen Zweige der Heilkunst. Es erscheint jetzt so natürlich, alles zu sehen, zu fühlen, zu untersuchen am kranken Menschen, wie man vordem sich über den gesunden zu orientieren bemühte, und zwar zusammen mit den Gefährten, männlichen und weiblichen, mit denen man die vorbereitenden Studien geteilt. Sind nun die Lehrer Männer, deren Wissen nicht nur und Können, sondern deren Charakter man auch respektiert, so verträgt selbst die Studentin ein gut Teil Humor. Gegen Cynismus bei Lehrern und Studenten haben wir uns gewehrt, so gut wir es vermocht; wo es aber etwas unverfänglich Komisches gab, und das kam ja oft vor — da haben wir herzlich mitgelacht.

Eine wichtige Rolle im Verlauf der klinischen

Semester spielen auch die Ferien — 6 Wochen zu Ostern, 2 1/2 Monate im Sommer und Herbst, indem man sie dazu benutzt, als Unterassistent in den verschiedenen Kliniken thätig zu sein und dabei alle möglichen praktischen Dinge in der Krankenuntersuchung und Pflege zu üben und zu lernen. Von der Studentin am meisten gesucht hierfür ist die medizinische Klinik und die Frauenklinik.

2 1/2 Jahre ungefähr dauern die klinischen Studien; gegen das Ende dieser Zeit beginnt man sich nach dem Abschlußexamen zu sehnen. Zusammen mit Studenten und Studentinnen, wie es gerade trifft, wird das schweizerische Staatsexamen absolviert, das sich über einige Wochen erstreckt und uns für die Gesamtschweiz als praktische Aerzte approbiert. Schon vorher oder erst nach bestandenem Examen bittet man einen der Herren Professoren um ein Thema zu einer Doktorarbeit, gewöhnlich um ein solches, das nicht zu lange Arbeitszeit erfordert, sondern in einigen Wochen bis Monaten fertig gestellt werden kann. Die deutsche Medizinerin, die sich nun für die Schweiz die Würde des praktischen Arztes und den Doktortitel erworben hat, erlangt dadurch aber keineswegs die Approbation als Arzt in Deutschland, noch ohne weiteres das Recht, den Doktortitel zu führen, falls sie sich in Preußen niederläßt. (Bestimmungen über Führung des im Ausland erworbenen Doktortitels

in den anderen deutschen Staaten sind mir nicht bekannt.)

Vor dem Gesetz rangiert sie unter die Kurpfuscher und die Führung des Doktortitels bedarf in Preußen, sofern derselbe erst nach dem 1. April 1897 erworben ist, der Genehmigung des Ministeriums, wie überhaupt alle mit akademischen Graden verbundenen Titel, die im Ausland erworben sind — für Männer sowohl wie für Frauen. Allen Dank für vollwertige, umfassende medizinische Studien mit abschließenden Examen sind die deutschen Aerztinnen also vorläufig dem Ausland schuldig. Wichtig natürlich für uns ist die Thatsache, daß das deutsche Publikum uns nicht als Kurpfuscher betrachtet. Und auch die Behörden sind nicht allzu streng: von uns ausgestellte Zeugnisse aller Art werden meist ohne Schwierigkeit angenommen.

Dem beendigten Studium folgt gewöhnlich noch eine Zeit eifrigen Lernens, indem nur die wenigsten es unternehmen, sich gleich eine eigene Praxis zu gründen. Wenn irgend möglich, schaut man sich erst noch um auf anderen Universitätsstädten, sieht wie es in den Kliniken anderer Länder und Städte zugeht, nimmt dort Kurse, wird Volontärarzt, Assistent. Letzteres gelingt der Aerztin in Deutschland wohl nur an Privatinstituten. Dann erst beginnt die eigene Praxis. — Nun haben wir es nur mit Frauen und Kindern zu thun — mit solchen Frauen, die

gerade zu uns kommen, weil sie sich scheuen, zum Arzt zu gehen.

Mögen wir nun viel oder wenig zu überwinden gehabt haben während unseres Studiums zusammen mit Männern, jetzt fühlen wir uns reichlich belohnt dafür durch das, was wir nach dieser Richtung hin anderen Frauen ersparen können. Und da sich uns gerade dieser Gesichtspunkt durch die Erfahrungen in der Praxis aufdrängt, so blicken wir Medizinerinnen wohl alle mit großer Befriedigung auf unsere Studienjahre zurück. Wir haben viel gelernt in dieser Zeit. Im fremden Lande ganz allein für uns lebend, in uns zunächst recht fremden Verhältnissen, haben wir ein Stück Menschenkenntnis erworben im Verkehr mit Kranken und Gesunden, das wertvoll ist für das ganze spätere Leben — im Beruf und außerhalb desselben. Manche gute Kameradschaft, manche Freundschaft hat sich dort entwickelt und wird sich auch weiterhin immer wieder auf diesem Boden gemeinsamer Arbeit entwickeln. Selbst die kleinen und großen Liebeleien und Lieben, die dort entstehen, wie überall wo Menschen beiderlei Geschlechts beisammen sind, tragen eine kameradschaftliche, freundschaftliche Färbung, eine gesündere Gesichtsfarbe, als die im Gesellschaftsraum erblühten.

Auch haben wir wohl alle gefühlt, daß wir uns gerade während unserer Studienzeit, bei dem vielen Neuen, das uns gegenübertrat, in

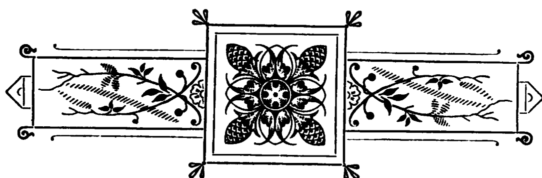
aufsteigender Linie entwickelt haben, sowohl in intellektueller wie in ethischer Hinsicht. Das giebt uns das Recht und die Pflicht, da, wo bei guter Durchschnittsbegabung Neigung für das Studium der Medizin vorhanden ist, zu diesem Unternehmen zu ermutigen, trotz der vorhandenen Schwierigkeiten. — Es versteht sich ja eigentlich so sehr von selbst, daß in Anbetracht der engsten Lebensgemeinschaft, nach der die Geschlechter streben, unser Bemühen ganz im allgemeinen darauf gerichtet sein sollte, die Verhältnisse nach jeder Richtung hin so zu gestalten, daß das gegenseitige Verständnis gefördert wird; und wie ginge dies besser, als indem man der Gewohnheit gemeinsamer Vergnügungen, wie sie im Ballsaal, auf dem Lawntennisplatz, bei Radfahrten und Sommerausflügen aller Art stattfinden, als wichtigstes Moment die Gewohnheit gemeinsamen Arbeitens hinzufügt. So liegt wohl auch kein Grund vor, für den speziellen Fall des medizinischen Studiums eine Ausnahme von diesem hoffentlich immer allgemeiner werdenden Grundsatz zu machen.

Ich schließe mit den Goethe'schen Worten:

„Warum sucht' ich den Weg so mühevoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

In unserm Fall den Schwestern; Glück auf ihren Weg.





Die Thätigkeit der Frau in der Gemeinde.

Von Frau **Natalie Rümelin**-Oesterlen (Stuttgart).

In der Zeit meiner diesjährigen Sommerfrische fand ich bei erstmaliger Besichtigung des alten Schlosses zu Hohenschwangau in einem Zimmer, dessen Wände mit Darstellungen aus dem mittelalterlichen Frauenleben geschmückt sind, ein Gedicht, dessen letzte Strophen lauten:

„Ist auch die gold'ne Zeit dahin,
Wo Frauenehr' das Losungswort,
Doch laßt für sie das Schwert uns ziehn,
In edlen Seelen lebt sie fort!

Schon seh' ich ahnend sie erstehen
Wo, Frauen, euch das alte Recht,
Wo wieder euch die Welt verstehen
Und huldigen wird ein neu Geschlecht."

Diese Worte mahnten mich an das Versprechen, das ich einzulösen hatte, für dieses Buch einen kleinen Beitrag zu liefern über „Die Thätigkeit der Frau in der Gemeinde".

Ich war mir wohl bewußt, daß ich mit der Wahl dieses Themas einen Geist wachrufe, der zu allen Zeiten in wissenschaftlichen Zeitschriften, Vereinen und Versammlungen gespukt und mit der großen Frauenfrage im engsten Zusammenhange steht.

Die herrschenden socialen und politischen Parteien haben je nach ihrem sonstigen Standpunkt eine mehr oder weniger gesellschaftsbewußte Stellung zur Frauenfrage eingenommen.

Die sogenannten bürgerlichen Parteien haben, dem individualistischen Zuge der Zeitströmung folgend, sich der ganzen Frage gegenüber kühl und ablehnend verhalten und sich damit begnügt, die Frau auf ihrem streng häuslichen Standpunkt festzuhalten und ihr Wirken auf die Familie zu beschränken. Sie beachten es nicht, daß die Entwickelung der thatsächlichen Verhältnisse längst über ihre Theorie hinweggeschritten ist und daß die Zahl derjenigen verheirateten und unverheirateten Frauen, die den Kampf um das Dasein außerhalb der Familie aufzunehmen genötigt ist, eine ungleich größere geworden, als die Zahl derjenigen, denen ein trautes Familienheim überhaupt noch vergönnt ist.

In direktem Widerspruche hiermit steht die Auffassung der socialistischen Partei, die die Frau einerseits unter keiner Bedingung zur Konkurrentin des Mannes in den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart gemacht wissen will. Sie ist es aber

auch, die andererseits aus parteitaktischen Gründen es ablehnt, mit offenem Visier zu kämpfen, um die Masse der socialistischen Parteigängerinnen auf ihrer Seite festzuhalten. Sie versäumt deshalb nie, darauf hinzuweisen, daß es die herrschende gesellschaftliche Ordnung ist, die die Frauenfrage zwar in den Vordergrund rückt, trotzdem aber alles thut, um ihre Lösung zu verhindern. Ihr Grundsatz geht daher vor allem dahin, die gesellschaftliche Ordnung mit ihren Widersprüchen zu beseitigen, um die Grundlage für den Aufbau einer würdigeren Stellung der Frau in dem Kampfe um das Dasein zu schaffen.

Einen vermittelnden Standpunkt nehmen diejenigen Parteien ein, die eine friedliche Reform unserer socialen Entwickelung anstreben und deshalb auch unter der Herrschaft unserer gegenwärtigen socialen Verhältnisse eine Besserung auf dem Gebiete der Frauenfrage herbeizuführen suchen. Sie sind es auch vor allen, die eine Beteiligung der Frauen an der amtlichen Thätigkeit im Staats- und Gemeindeleben fordern und hiefür in erster Linie die großen Gebiete der Wohlfahrts- und Armenpflege, des weiblichen Erziehungswesens und der Gefängnisverwaltung, sowie der Irren- und Krankenpflege in Anspruch nehmen. Nun steht es ja außer jedem Zweifel, daß ein lebendiges Mitarbeiten der Frauen auf diesen Gebieten schon das ganze Mittelalter beherrscht hat. Die Frauenklöster, sowie eine viel-

seitige Vereinsthätigkeit griff hier Platz und entfaltete sich in immer reicherer Entwickelung.

Hand in Hand mit dem Ausbau der modernen Selbstverwaltung ging die Heranziehung der weiblichen Arbeitskräfte, besonders auf Gebieten, die eine mehr mechanische oder sonst eine Arbeit erheischten, die dem weiblichen Naturell am wenigsten widerstrebte. Eine Fülle von speciellen Abhandlungen, Vorträgen &c. unterstützte diese Entwickelung öffentlich. Nicht nur Vereine von Männern, die sich mit Wohlfahrtseinrichtungen beschäftigen, sondern auch Frauenvereine, Rednerinnen und Schriftstellerinnen befaßten sich mit diesen Fragen.

Auch auf dem 7. evangelisch-socialen Kongreß in Stuttgart am 29. Mai 1896 unterzog Frau Lippmann aus Berlin (eine geborene Engländerin) das Thema: „Die Frau im Kommunaldienst“ einer eingehenden und zusammenfassenden Eröterung. Sie war bestrebt, in ihrem Vortrage zuerst die Auffassung früherer Jahrhunderte klarzulegen und nachzuweisen, daß keineswegs erst mit dem Erwachen des modernen Geistes starke Frauenindividualitäten zu Tage treten, sondern daß das öffentliche Auftreten der Frau, speciell in der Wohlfahrtspflege, bis zu den Anfängen des Mittelalters zurückdatiert. Eine Aufgabe der neuen Zeit liege vor allem darin, den Frauen, deren Stellung sich zu ihrem Nachteile verschoben hat, den ihnen gebührenden

Anteil am öffentlichen Leben und ihren einstigen Einfluß auf dasselbe zurückzuerobern. Das Hauptfeld der Thätigkeit der Frau sieht Frau Lippmann in der Ueberwachung der weiblichen Jugend in der Schule und während der Lehrjahre, sowie auf den schon oben genannten Gebieten der öffentlichen Verwaltung, die sie für die weibliche Arbeit mehr oder weniger in Anspruch nimmt.

Wenn wir nun auch ganz davon absehen, daß Frau Lippmann in ihrem Vortrag Verwaltungsgebiete des Staates, wie z. B. der Gefängnis- und Irrenverwaltung, in bunter Mischung mit Funktionen der modernen Gemeinde aufführt, so müssen wir doch für die Frage der Beschäftigung der Frauen im Gemeindedienst eine prinzipiellere Behandlung verlangen.

Vor allem ist kein Grund einzusehen, warum die Frauenarbeit im öffentlichen Leben von Staat und Gemeinde, wie im Mittelalter, nur auf bestimmte kleinere Verwaltungsgebiete beschränkt werden und sich nicht auf alle Zweige der Gemeindeverwaltung erstrecken soll, die dies zulassen. In dieser Beziehung lehrt die Erfahrung, daß das weibliche Naturell sich der öffentlichen Thätigkeit um so mehr anpaßt, je näher dieselbe dem eigentlichen Leben steht. Es findet dies seinen Grund hauptsächlich darin, daß, je individueller die Verhältnisse liegen, sie desto

klarer von dem feineren weiblichen Auge erkannt werden.

Die Frau wird sich stets der Thätigkeit am liebsten zuneigen, die in die intimsten Verhältnisse eingreift und die sie mit ihrem ganzen Wesen, mit der ihr eigenen intellektuellen und gemütlichen Begabung am vollsten zu erfassen vermag. Aus demselben Grund wird sie sich mehr von der gemeinnützigen und ausführenden That angezogen fühlen als von der gedanklichen Abstraktion, wie sie die Schaffung von Gesetzen, Normen u. dergl. im staatlichen wie im Gemeindeleben notwendig macht. Es wird daher die ausführende Thätigkeit sein, auf die die Frau im Gegensatz zum Manne mit vollem Recht einen Anspruch erheben kann. Deshalb sind es nicht die leitenden und führenden Stellungen, sondern die mit dem Leben in unmittelbare Berührung tretende Arbeit, die in der Gemeindeverwaltung der Frau vorzubehalten ist.

Um einige Beispiele ganz moderner Art, die besonders in die Augen springender Natur sind, hier anzuführen, will ich nur auf die den Frauen bis jetzt ganz verschlossenen Gebiete der Kommunalstatistik und des Arbeitsnachweises hindeuten.

Die Kommunalstatistik umfaßt die sämtlichen individuellen Verhältnisse auf allen Gebieten, die das öffentliche Interesse der Gemeindeverwaltung wachrufen. Die ersten Akte der Statistik sind

deshalb die statistischen Anschriebe, auf deren Grundlage sich dann die eigentliche Statistik mit ihren Schlüssen erst aufbaut. Diese erste Thätigkeit erweist sich bei näherer Betrachtung als eine für die weibliche Arbeit in ganz hervorragender Weise geeignete, weil es eben die individuelle Massenbeobachtung ist, die hiebei in erster Linie in Betracht kommt. Hand in Hand mit dem statistischen Anschreibewesen überhaupt gehen auch die für unser modernes Gemeindeleben so wichtigen Volks- und Berufszählungen, sowie andere mit der Statistik zusammenhängende große Arbeitsgebiete — vor allem auch die des öffentlichen Arbeitsnachweises für weibliche Arbeitskräfte. Hier wird die Frau ein ungleich größeres Geschick an den Tag legen, als der nur mit den formellen Vorschriften eingehend bekannte Mann. An diesen öffentlichen Arbeitsnachweis wird sich naturgemäß, wie es sich in einigen Städten bereits praktisch herausbildet, der Wohnungsnachweis angliedern, der ebenfalls eine hervorragend für die Frauen geeignete Thätigkeit ergeben wird. Der Mitwirkung der Frauenarbeit wird ferner bedürfen die ästhetische Ausgestaltung der Stadtbaupläne, insbesondere die Ausschmückung der Plätze, alle gärtnerischen Anlagen, Beschaffung von Denkmälern u. a. m. Auch auf dem modernen Gebiet der Hygiene werden die Frauen, die speciell einem weitverbreiteten Zuge unserer Zeit

folgend, sich mit dem medizinischen Studium befaßt haben, einen geeigneten Wirkungskreis finden, der ihnen Gelegenheit bietet, Tüchtiges zu leisten, ohne sich der da und dort mit dem weiblichen Naturell in Widerspruch stehenden ärztlichen Privatpraxis hingeben zu müssen. Eine Konkurrenz zwischen Mann und Frau auf dem Gebiete der Hygiene wäre um so weniger zu fürchten, als bisher in Deutschland nur zwei rein mit hygienischer Thätigkeit betraute männliche Stadtärzte existieren, nämlich diejenigen von Frankfurt a. M. und Stuttgart.

Mitarbeiterinnen und Vorarbeiterinnen dieser hygienischen Thätigkeit könnten aber vor allem diejenigen Frauen werden, die sich dem Studium der Chemie und Bakteriologie hingeben würden. Ihre Hauptaufgabe wäre die Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln auf ihre Unverfälschtheit, die Untersuchung des Wassers auf seinen Bakteriengehalt und dergleichen mehr.

Auf dem großen Gebiete der Armenverwaltung würde den Frauen naturgemäß in erster Linie die praktische Armenpflege obliegen. Sie hätten hauptsächlich in den an weiblichen Mitgliedern reichen Häusern ihre Kontrollbesuche zu machen und auf Grund ihrer Erhebungen eingehende Berichte an die Ortsarmenbehörde zu erstatten, Anträge zu stellen und bei der Beratung und Beschlußfassung über

dieselben mitzuwirken. Zu dieser Thätigkeit würde sich die Frau um so besser geeignet erweisen, als sie diese Thätigkeit ja zu allen Zeiten in Vereinen und auf dem Gebiete der Privatwohlthätigkeit auszuüben in der Lage war. Ihre zweckentsprechende Mitwirkung hiebei würde die öffentliche Wohlthätigkeit vor allem Verfall in das Schablonenhafte bewahren und die Garantie geben, daß nicht wie in neuerer Zeit nur dem arbeitslosen Proletariat, sondern auch dem arbeitsuchenden und durch körperliche Leiden oder Mängel von der Arbeit abgehaltenen Menschen die Unterstützung zu gute käme.

Was die von der Referentin des letzten evang.-socialen Kongresses in Stuttgart in ihrem Vortrage erwähnte Mitwirkung der Frau bei der Verwaltung der Schule betrifft, so müßte ihr erst eine klare Abscheidung der Staats- und der Gemeindeschule vorangehen. Bei der bisherigen großenteils zu Recht bestehenden Einteilung sind es hauptsächlich die Volks- und Mittelschulen, die in den Funktionsbereich der Gemeinde gehören, während die höheren Knaben- wie Mädchenschulen unter entsprechender finanzieller Beteiligung der Gemeinden von dem Staate geleitet werden.

Wie dieses Verhältnis sich aber auch für die Zukunft gestalten mag, so viel können und müssen wir heute schon zu Gunsten der Frauen beanspruchen, daß die Erziehung und der Unterricht

der Mädchen zum größeren Teil Sache der Frauen bleiben und werden muß, und daß die Frau im Gegensatze zu den bisher geltenden Normen auch bei der Festsetzung des Lehrplanes mitzuwirken hat. Die allgemeine und wohlbegründete Klage über die Mängel unserer sogenannten „Höheren Töchterschulen“, die Nichtexistenz von sogenannten Selektas für die Ausbildung in humanioren Fächern, all dies findet seine Haupbegründung in dem gänzlichen Mangel einer zweckentsprechenden Beteiligung der Frauen an der Schulverwaltung. Auch sollte unbedingt seitens der Gemeinden auf die Gründung von Fachschulen abgehoben werden, die wie die Haushaltungs- und Gärtnerinnenschulen speciell die Pflege weiblicher Berufe ins Auge fassen, so daß über der Inanspruchnahme neuer Arbeitsgebiete für die Frau die Pflege des erprobten Alten nicht vergessen wird. Davor muß um so dringender gewarnt werden, als ja nicht alle Frauen und Mädchen — so wenig wie alle Knaben und Männer — zum Studium beanlagt sind und nichts thörichter ist als die leider immer mehr um sich greifende Meinung, daß die studierende Frau, die Lehrerin, die Schriftstellerin höher stehe als die durch praktische Thätigkeit sich ihre Stellung schaffende Frau. Die „Dame“ bleibt „Dame“ bei jeder Arbeit und adelt jede Art von Arbeit, solange sie dieselbe gut ausführt und sich davor hütet, dem Mann oder der

mitkonkurrierenden ärmeren Schwester den Lohn herabzudrücken.

In allen größeren Gemeinden hat sich sodann in neuerer Zeit die Notwendigkeit der Schaffung von Spielplätzen geltend gemacht, und es wurden auch große Summen Geldes dafür aufgewendet. Die Beaufsichtigung dieser Plätze, die Regelung und Anordnung der einzelnen Spiele, sowie die passende Auswahl derselben muß hauptsächlich bezüglich der Mädchenspiele Sache der Frauen werden. Die Frau allein vermag diesen neuen Ausbau eines Stückes erziehenden Schulunterrichts dem weiblichen Naturell anzupassen und entsprechend zu organisieren.

Wir würden uns bei einer Aufzählung der den Frauen zuzuerkennenden Funktionen im Gemeindedienst außer jedem Zweifel der Undankbarkeit schuldig machen, wenn wir der Krankenpflege vergessen wollten, die schon bisher die sogenannten „Schwestern" aller Konfessionen in den städtischen Spitälern ausüben, andererseits kann es aber nicht unsere Aufgabe sein, hier konfessionell der oder jener Einrichtung den Vorzug zu geben, oder eine neue interkonfessionelle Organisation in das Leben rufen zu wollen. Für uns genügt es, die Thatsache festzustellen, daß der Frauenwelt die Mitwirkung auf dem Gebiete der Krankenpflege in einem solchen Maße eingeräumt ist, daß der männliche Diakon ihr gegenüber völlig in den Hintergrund tritt.

Der Zweck der vorstehend entworfenen Gesamtskizze über die Verwendbarkeit weiblicher Arbeitskraft im Gemeindeleben geht vor allem dahin, festzustellen, daß eine Mitwirkung der Frau beinahe auf allen Gebieten der Gemeindeverwaltung möglich und wünschenswert erscheint. Die Voraussetzung hiefür ist nur, daß die Thätigkeit der Frauen sich dem weiblichen Naturell entsprechend thunlichst innerhalb der Exekutive bewegt und allen und jeden Konkurrenzkampf mit dem Manne zu vermeiden sucht. Sie wird dieses um so leichter erreichen, wenn sie bestrebt ist, mit dem Leben in steter Verbindung zu bleiben und sich von allem leeren Theoretisieren ferne zu halten.

Die Gefahr, der Versuchung nach dieser Richtung hin zu unterliegen, wird im Dienste der Gemeinde weit geringer sein, als im Dienste des Staates, in welch letzterem der Beiziehung der Frauenarbeit ungleich größere Schwierigkeiten entgegenstehen. Hier sind es mit Ausnahme der Wahrnehmung der untergeordneten Aushilfsfunktionen auf dem Gebiete der Schule bis jetzt nur mechanische Arbeitsgebiete, die der Frau zugestanden werden, wie der Telegraphen- und Telephondienst. Ganz verschlossen bleiben ihr die höheren Sphären der Verwaltung, die Justiz und die gesamte Polizei.

Auch soweit die Polizei von der Selbstverwaltung der Gemeinde in Anspruch genommen

wird, d. h. auf allen Gebieten mit Ausnahme der Fremden- und Kriminalpolizei, ist es ausschließlich der Mann, der von ihr verwendet wird, und nicht die Frau. Der Grund dafür ist hauptsächlich darin zu finden, daß die Frau wegen der ihr mangelnden körperlichen Kräfte die auf diesem Gebiete unbedingt nötige Autorität nicht einzusetzen vermag.

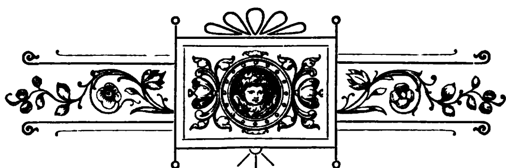
Auch auf dem Gebiete der strittigen Gerichtsbarkeit und höheren Verwaltung sollte dem Manne das Feld um so mehr verbleiben, als bis jetzt kein Angebot weiblicher Arbeitskraft zur Verfügung steht. Hier könnte es sich in absehbarer Zeit nur darum handeln, daß den von Amts wegen bestellten Vormündern und Vermögensverwaltern weibliche Arbeitskräfte beigegeben würden, die, ausgestattet mit den nötigen theoretischen Kenntnissen, auf den Gebieten des öffentlichen und Privatrechts zum Schutze der Pflegbefohlenen kontrollierend einzugreifen vermöchten.

Hiebei handelt es sich nicht nur um die von seiten der Gemeinden zu versorgenden Waisen, für die ja vielfach vorzüglich geleitete Frauenvereine eintreten, sondern um vermögliche Waisen beiderlei Geschlechtes. Wenn solche Kinder auch gegen reichliches Kostgeld in guten Familien untergebracht, hinlänglich mit Kleidern und Taschengeld versorgt sind, so haben sie damit noch lange nicht alles, was sie brauchen. Kann auch die liebevollste Frau einem Kind nie und

nimmer die Mutter ersetzen, so wird es doch einer liebevoll auf seine Eigenart eingehenden Frau sein Herz ganz anders erschließen, als einem vielfach beschäftigten Advokaten-Vormund, für den es ein Aktenfascikel ist und weiter nichts. Eine solche Pflegerin wird mit der dem Weibe eigenen Fähigkeit, sich in fremdes Gemütsleben einzuleben und sich in jedes Empfinden hineinzuversetzen, ganz anders auf die geistige und gemütliche Entwickelung eines Knaben oder Mädchens einzuwirken verstehen, als ein Vormund. Eine Vormünderin wird weit besser als selbst der gewissenhafteste Vormund dafür Sorge tragen können, daß ihr Schützling, dem ja doch selbst bei der liebevollsten Fürsorge das Beste, die Elternliebe fehlt, nicht aus Mangel an Verständnis gemütlich darben muß. Also auch hier heißt es: Platz für die Frauen!

Ueberblicken wir zum Schlusse das gesamte Feld der öffentlichen Thätigkeit der Frau, so sind wir der festen Ueberzeugung, daß mit Aussicht auf Erfolg für dieselbe stets nur insoweit größere Ausdehnung verlangt werden kann, als die Thätigkeit des Mannes versagt, oder wenigstens empfindliche Lücken aufweist, denn nur unter dieser Voraussetzung kann die Frau das werden, was sie mit Recht anstrebt: eine freudige und lebendige Mitarbeiterin des Mannes.





Der Gartenbau, ein Arbeitsfeld für die gebildete Frau.

Von **Elvira Castner**, Dr. D. S. (Berlin-Friedenau).

Mehr und mehr wird die gebildete Frau durch die Verhältnisse gezwungen, an dem Existenzkampf teilzunehmen, sei es, daß sie selbständig für ihren Unterhalt zu sorgen hat, sei es, daß sie als Mitarbeiterin des Mannes eingreifen muß, Verdienst und Erwerb zu erhöhen. Bei dem Ringen um wirtschaftliche Selbständigkeit kann es nun nicht ausbleiben, daß die Gebiete, auf welchen sich die Frauen durch Arbeit und Tüchtigkeit bereits eine feste Stellung errungen haben, überfüllt werden, wie es beispielsweise in dem Lehrberuf der Fall ist, dagegen weitere übersehen und außer acht gelassen werden, obwohl sie sich außerordentlich gut für Frauenthätigkeit und Frauenerwerb eignen. Einer dieser vernachlässigten Berufe ist der Gartenbau, und doch giebt es keine gesündere und für viele weibliche Naturen zusagendere Beschäftigung

als Arbeit in frischer Luft und der stetige verständnisvolle Umgang mit der Natur, die rationelle Pflege von Blumen und Pflanzen. Frauen waren es, so berichten gelehrte Männer, welche die ersten Gärten anlegten und nützliche Pflanzen, deren Wert als Nahrungs- oder Heilpflanzen sie erkannten, darin zogen und pflegten. An dem hochentwickelten Gartenbau der Völker des Altertums hatten auch Frauen teil; hat doch eine Frau, die Königin Semiramis, durch Anlage der schwebenden Gärten an den Ufern des Euphrat ihren Namen für alle Zeiten in der Geschichte verewigt. Bei allen Völkern, auch bei den Germanen, war der Garten der Aufsicht und Pflege der Frau unterstellt, und im Mittelalter, wie die Chroniken uns melden, füllten die Edeldamen ihre Zeit zum großen Teil mit gärtnerischer Thätigkeit aus. In neuerer Zeit haben sich die Frauen auch auf diesem Arbeitsgebiet durch die Männer verdrängen lassen, und es erscheint als etwas Neues, wenn einige wenige unter ihnen versuchen, das alte Feld der Frauenthätigkeit wieder zu erobern. Es ist jedoch mit Freuden zu begrüßen, daß, wenn auch nur langsam, in weitesten Kreisen das Interesse für die Sache sich regt und stetig wächst. Hätte man erst den vollen Wert der Gartenarbeit in den Händen der Frauen in ihrer socialen und nationalökonomischen Bedeutung richtig erfaßt, so würden sich mehr Frauen der gebildeten Kreise

diesem Beschäftigungszweige zuwenden, als es bis jetzt noch der Fall ist. Die gänzlich verfehlte Mädchenerziehung in unserer Zeit, das Vorurteil gegen praktische Frauenarbeit, und die vollständige Unkenntnis der Frauen selber über das, was zu rationellem Gartenbau gehört, tragen mit die Schuld, daß die gebildete deutsche Frau dem Gärtnerinnenberuf noch nicht die Beachtung schenkt, die er nach jeder Richtung hin verdient. Den hohen erziehlichen und sittlichen Wert, welcher in dem Umgang mit der Natur liegt, in dem Beobachten und Studieren der lebenden Pflanzenwelt in ihrem Werden, Wachsen und Vergehen, wird niemand anzweifeln oder leugnen wollen. Und dieser Natur, welche der Mann in ihrem geheimsten Wirken und Walten zu ergründen sich bemüht, um ihre Kräfte in den Dienst der Menschheit zu stellen, steht die Frauenwelt im allgemeinen fremd und unwissend gegenüber. Die hygienische Bedeutung der Arbeit in frischer Luft, durch die Muskeln und Nerven gestärkt und gestählt werden, ist auch längst anerkannt, und manche Aerzte empfehlen bereits Gartenarbeit als ein wirksames Mittel gegen Blutarmut und Nervosität. Wo man sie richtig anwendet, das heißt, wo man die Arbeit genau den Kräften der Patienten anpaßt und ihnen nicht von vornherein zu viel zumutet, hat man die besten Erfolge erzielt.

Auf die wirtschaftlichen Vorteile rationellen

Gartenbaues kann nicht genug hingewiesen werden, und die Hebung desselben, namentlich des vaterländischen Obstbaues ist, angesichts der Notlage der Landwirtschaft und zur Abwehr der Einfuhr fremder Erzeugnisse, eine zwingende Notwendigkeit. Die Frauen sollten es als ein Gebot der Pflicht ansehen, mit zu arbeiten und zu helfen, daß dem Vaterlande die vielen Millionen erhalten bleiben, die heute für Gartenerzeugnisse ins Ausland wandern müssen, weil die heimischen Erzeugnisse den Bedarf nicht decken.

Wollen die Frauen Ersprießliches im Gartenbau leisten, so müssen sie diesen gründlich erlernen, sowohl theoretisch wie praktisch, denn wollen sie auf diesem Gebiet in einen Wettbewerb mit den Männern treten, so müssen sie sich auch die Ausbildung eines wissenschaftlich gebildeten Gärtners aneignen. Zu dem Zweck bedürfen wir für die gebildeten Frauen, die zu Gärtnerinnen sich ausbilden wollen, Gartenbauschulen, in denen Theorie und Praxis Hand in Hand gehen, das eine das andere unterstützt und ergänzt. Daß Gartenbauschulen keine Handelsgärtnereien sein dürfen und mit pädagogischem Verständnis geleitet werden müssen, liegt auf der Hand. Ein Obstzüchter darf nur einige wenige Sorten Obst anbauen, ein Gemüsebauer wird ebenfalls seine ganze Kraft und Sorgfalt auf Anzucht weniger Sorten verlegen, und auch

ein Blumengärtner wird unter den Hunderten von Sträuchern und Blumen nur einige zur Kultur herauswählen, wenn er rationell und mit gutem Erfolge arbeiten will. In einer Gartenbauschule müssen auf breitester Grundlage die Schülerinnen so viel theoretisches Wissen und praktisches Können in allen Zweigen des Gartenbaus sich aneignen, um mit Verständnis auf der gegebenen Grundlage weiter arbeiten zu können, denn das ist eine unerläßliche Vorbedingung für erfolgreiche Arbeit. Lehr- und Arbeitsplan muß auch auf die Verwertung von Obst und Gartenprodukten Bedacht nehmen.

Der theoretische Unterricht einer Gartenbauschule mit zweijährigem Kursus muß folgende Fächer umfassen*):

1. Obstbau: Pflanzung, Anzucht (Formobstbaumzucht), Pflege von Obstbäumen und Beerensträuchern, Veredelung, Baumschnitt, Sortenkunde, Aufbewahrung und Obstverwertung, Obsttreiberei, Topfobstbaumzucht.
2. Weinbau: Pflanzung und Erziehung von Reben. Sortenkunde.
3. Gemüsebau: Freilandgemüsebau, Gemüseverwertung und Konservierung, Gemüsetreibkultur.

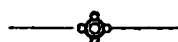
*) Lehrplan der Obst- und Gartenbauschule in Friedenau.

4. Blumenzucht: Besondere Berücksichtigung findet die Rose (Anzucht und Veredelung).
5. Dendrologie: Anzucht, Vermehrung und Beschreibung der hauptsächlichsten Gehölzarten mit Angabe ihres dekorativen Wertes für die Landschaftsgärtnerei.
6. Landschaftsgärtnerei und Zeichnen: Entwerfen von Gartenplänen, Anlage von Gärten.
7. Feldmessen und Nivellieren.
8. Boden- und Düngerlehre.
9. Botanik: Anatomie, Physiologie, Systematik, Morphologie und Pflanzengeographie, Pflanzenkrankheiten.
10. Chemie: Die für den Obst- und Gartenbau wichtigsten Kapitel der organischen und anorganischen Chemie und die für die Pflanzenernährung wichtigsten Mineralien.
11. Zoologie: Die für Obst- und Gartenbau nützlichen und schädlichen Tiere.
12. Geometrie.
13. Binderei.
14. Bienenzucht.
15. Das Wichtigste aus praktischer Gesetzeskunde.
16. Buchführung und Korrespondenz.

Den Töchtern der Landwirte wäre in erster Stelle anzuraten, sich dem Gartenbau zu widmen,

damit auf unsern Gütern eine bessere und rationellere Gartenwirtschaft eingeführt und namentlich dem Obstbau die Sorgfalt geschenkt würde, welche ihm gebührt. Es würde dann bald das Heer unwissender (sogenannter) Gärtner verschwinden, die man heute allenthalben, selbst auf recht großen Gütern als solche findet. Rationellen Obstbau treiben bedeutet mehr, wie Bäume pflanzen und Früchte ernten. Schon die erste Anlage erfordert die größte Sorgfalt und Sachkenntnis; wird sie nicht mit richtigem Verständnis in Hinsicht auf Bodenbeschaffenheit, Klima und Sortenwahl ausgeführt, so wird selbst bei guter Pflege der erhoffte Erfolg ausbleiben und das alte Klagelied: „Obstbau bringt nichts ein" nicht verstummen. Doch auch den Frauen, die im Gartenbau einen selbständigen Erwerb suchen, oder denen, welche sich selber zur Freude und andern zur Nacheiferung die Zahl der praktisch arbeitenden Frauen vermehren, eröffnet sich eine weite Perspektive. Für den Augenblick ist es, bei den vielen Anfragen nach Gärtnerinnen, nicht immer leicht, die passenden Stellungen für sie heraus zu finden, doch mit dem wachsenden Interesse für die Sache wächst auch das Verständnis dafür, daß einer jungen Dame, welche durch redliche, ernste Arbeit und fachwissenschaftliches Studium sich zur Gärtnerin (nicht zur Gartenarbeiterin) ausgebildet hat, auch die Stellung einer wissenschaftlich ge-

bildeten Gärtnerin einzuräumen ist. In ländlichen Haushaltungsschulen, Waisen- und Magdalenenhäusern, Irrenhäusern und andern gemeinnützigen Anstalten werden mehr und mehr wissenschaftlich gebildete Gärtnerinnen Stellungen finden. All denen, welche nicht durch besondere Anlagen und Talente auf einen ganz bestimmten Beruf hingewiesen sind, aber Lust und Freude an praktischer Arbeit und Liebe zur Natur haben, mag der Gartenbau als Arbeitsfeld und Beruf warm empfohlen sein.



Sprüche.

Sei gütig auch in Schmerzen
Und nicht, daß man's bestaune!
Sei gut aus gutem Herzen,
Und nicht aus guter Laune!

* * *

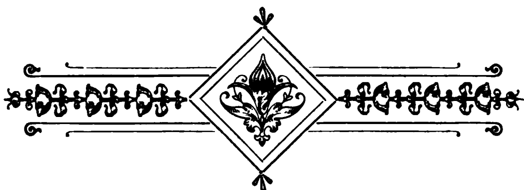
Die Macht kennt keine Grenzen oder Schranken,
Mit der manches Wort an die Seele greift.
Ein gutes Wort bewegt alle Gedanken,
Wie der Wind, der über ein Kornfeld streift.

* * *

Goldnes Frauenglück! Mit Lachen
Schlummerloser Nacht sich fügen!
Liebe Bettchen segnen! — Wachen
Ueber lieben Atemzügen!

Berlin. Frida Schanz.





Aneinander vorbei.

Skizze von L. **Hildeck** (Frankfurt a. M.).

„Habt's schon gehört? Die Mandischen trennen sich!"

„Es ist nicht möglich! Ich denke, es war eine Liebesheirat! Und so zwei Künstler, die beide etwas Rechtes können —"

„Eben deswegen. Sie haben sich aneinander vorbei gemalt."

Ich kenne den Hergang ganz genau. Wie sie sich kennen lernten, ist er gerade noch einmal so alt gewesen als sie, der eingefleischteste Junggesell. Na, ihr kennt ja seine Art. Sitzt er da in seinem Atelier — es mag so elf bis zwölf Jahr her sein — und malt an seiner „Caritas". Auf einmal klopft es. Das ist just so etwas für den Mand, im besten Schaffen gestört zu werden! Er steht also auf, flucht laut vor sich hin und guckt aus der Thür. Steht da ein schlankes Ding von achtzehn Jahren, ganz blaß, mit großen hellbraunen Augen und einem wirren

Kranz blonden glanzlosen Haares ums Gesicht geweht und sagt:

„Grüß Gott! — Herr Mand — nicht wahr?“

„Was wollen S'?“ schreit er sie an, ohne die Thür weiter zu öffnen. „Ich mal' jetzt — basta!“

Da stellt sie resolut das Füßchen zwischen die Thürspalte, lächelt verlegen und ungläubig bittend und sagt: „Ach nein —“

Na, er will ihr doch das nette Füßchen nicht abkneipen. Macht also die Thür ein bißchen weiter auf, so daß sie ins Atelier hineingucken kann, wo das nicht ganz salonfähig an- oder vielmehr ausgezogene Modell auf dem Podium steht, und sagt ein wenig sanfter: „Na also — was wollen S' denn? Aber vorwärts, s'il vous plaît — ich hab' nicht Zeit.“

Da sagt sie ganz ruhig: „Ja, nämlich — ich will Malstunde bei Ihnen haben, Herr Mand.“

Ich denke, er bekommt einen Tobsuchtsanfall.

„Malstund' — weiter nichts? Haha! Hoho! Malstund' — bei mir! So ein Fratz! Ein für allemal — ich züchte keine Malweiber. So — und nun wissen Sie's.“

Sie hält aber immer noch den Fuß zwischen die Thürspalte, er mag fluchen wie er will, und guckt ihn mit den klaren Augen so fest an, daß er merkt, da ist ein Wille in dem blonden Struwwelköpfchen. „Ja,“ sagt sie, „ich hab' mir

das in den Kopf gesetzt. Gerade bei Ihnen lern' ich das, was mir fehlt, das Korrekte. Sie sind grob, das brauch' ich auch. Die anderen sind zu geleckt, die sagen einem doch nicht, wo's fehlt. Talent hab' ich, ich kann nur noch nichts."

„So?" sagt er. „Talent haben S'? Woher wissen S' denn das, wenn keiner Ihnen die Wahrheit sagt?"

„Das braucht mir keins zu sagen," antwortet sie ruhig, das weiß ich schon allein. Wann kann ich Ihnen meine Arbeiten zeigen?"

Er schüttelt den Kopf und schaut sich die Kleine vom Kopf bis Fuß an. So ist ihm noch keine gekommen.

„Meinetwegen morgen früh um zehn," sagt er endlich. Da lacht sie mit allen Zähnen und wird feuerrot vor Pläsier, die kleine eigensinnige Kröte. „Dank schön! sagt sie vergnügt, guckt noch einmal neugierig ins Atelier hinein, zieht den Fuß zurück und springt die Treppe hinunter, wie ein Eichkätzchen.

Er lacht, und dann malt er weiter. In einer Stunde war das Mädel und alles übrige vergessen.

Den nächsten Morgen kommen überraschend ein paar Berliner Freunde und holen ihn ab zum Frühschoppen. Sie machen eine regelrechte Bierreise, und der Mand denkt an nichts Böses. Gegen ein Uhr kommt er heim, springt fix seine Treppen hinauf — und wäre fast hingestürzt

über jemand, der da vor seiner Ateliertür auf der obersten Treppenstufe sitzt.

„Holloh!“ sagt er, „was hockt denn da, zum Himmelkreuz?“

Und wie er's näher beschaut, ist's das blonde Mädel von gestern.

„Da wart' ich nun seit bald drei Stunden,“ sagt sie ganz ruhig, steht auf und folgt ihm mit einer großen Mappe, die sie unterm Arm trägt, ins Atelier.

„Da soll einer nun auch noch dran denken — an die Malweiber!“ brummt er mit der Grobheit des schlechten Gewissens, während er die Thür öffnet. „Na, zeigen S' mal her, meinetwegen!“

Gehorsam bindet sie die Mappe auf und reicht ihm die einzelnen Studien: Köpfe, Halbfiguren, Akte — teils auf Pappe, teils auf ungespannter Leinwand. Er legt alles um sich her auf den Fußboden und guckt sich die Herrschaften von oben an. Sie schaut auf ihn, als ob er der Richter sei über Leben und Tod. Und er beginnt den Kopf zu schütteln und bricht schließlich in ein schallendes Gelächter aus. Die Seiten hält er sich vor Lachen. Und dann stellt er sich hin und zieht Gesichter, um die Leut auf den Leinwänden da nachzuäffen, bläst eine Backe auf, zieht eine Schulter hoch, schielt — alles wie die Gesellschaft, die da so kläglich auf dem Boden um ihn her liegt. „Hilf, heiliger Lukas — o Gottogott!“

„Wer hat Ihnen denn den Kitsch da durchgehen lassen?“ fragt er sie und blickt sie an. Da sieht er, daß sie nicht antworten kann. Die Augen stehen ihr voll Thränen, sie öffnet den Mund, um zu sprechen, aber die Kehle will nicht.

„Na na,“ sagt er verlegen tröstend, „es ist ja noch nicht der letzte Versuch . . . Wie alt sind S' denn — he?“

„Achtzehn,“ würgt sie hervor.

„Soso, ich hab' schon gemeint, Sie sind hoch in die Zwanzig,“ sagt er beruhigend. Diese Galanterie wirkt; sie beginnt unter Thränen zu lachen. „Mit achtzehn hab' ich auch nicht viel mehr gekonnt,“ fährt er fort. „Wollen schauen, ob Sie unter vernünftiger Leitung nicht was Rechtschaffenes lernen.“ Und dabei blickt er zur Seite nach seiner fast vollendeten Caritas, dieser großen, kalten, klaren Komposition mit ihrer tadellosen Korrektheit. . . . .

Da strahlte sie vor Freude und fragte, wann sie kommen dürfte. . .

Sie kam dann jeden Tag, und ihre Staffeleien standen einander gegenüber. In der ersten Zeit quälte er sich nicht schlecht mit ihrem undisziplinierten, eigenwilligen Talent; er fluchte und schimpfte, aber er gab den Frühschoppen auf und trank ihren Kaffee mit, den sie sich zum Frühstück im Atelier bereitete; und während sie ihm einen abgerissenen Aufhänger an den Ueberrock nähte, hielt er ihr Vorträge über Perspek-

tive und Lichtwirkungen oder Anatomie. Er gewöhnte sich an sie ... Uebrigens — ihr kennt ihn ja, den Benedikt Mand. Alles was Verstand und Korrektheit an ihm ist, legt er in seine Bilder, und was übrig bleibt, ist der beste, weichste Mensch von der Welt, bei allem Eigensinn und aller Heftigkeit herzlich und anhänglich und leider auch leidenschaftlich ... Sie verliebten sich ineinander, natürlicherweise, so verschieden wie sie waren, oder vielleicht eben deshalb. Er wurde ruhelos, konnte nicht mehr bei der Arbeit bleiben. Umgekehrt die Emmy. Bei ihr entlud sich die Leidenschaft in ihrer Kunst, die sie mehr und mehr beherrschen lernte. Seltsames Persönchen! Erst mit der Beherrschung der Mittel kam ihr die Phantasie — ganz anders als bei anderen, wo der Schöpfertrieb durch die Schulung zeitweise unterdrückt oder gar, wenn er schwach ist, getötet wird ... Sonderbare phantastische Kompositionen erstanden unter den mehr und mehr geübten und sicheren Händen der Malerin, Kompositionen voll Leidenschaft und Träumerei, bleiche Mädchen auf sonnennebligen, strauchlosen Wiesen, Satyrn, die sich kopfüber vom Felsen stürzen auf spielende Nymphen, Diana und Venus im Kampf um einen schlafenden Schäfer ... Mand geriet in Wut über diese wilden Schöpfungen, in denen er den unabhängigen Geist der verhaßten „Neueren“ empfand, deren Einfluß eben sich auch bei uns fühlbar zu machen be=

gann . . . Einmal steht sie wieder so ganz versunken an ihrer Staffelei, mit heißem Gesicht, und strichelt und pinselt, während er vor der seinen kauert, die Spitzen des Schnurrbarts zerbeißt und zu ihr hinüber starrt, unfähig auch nur einen Pinselstrich zu thun . . .

„Was giebt denn das da wieder für ein'n Schmarrn," ruft er schließlich, um nur ihre Stimme zu hören. Sie aber beißt die Lippen nur noch fester zusammen und arbeitet mit fliegender Hast weiter. Da steht er auf und kommt langsam zu ihr hinüber. Flink reißt sie die Skizze von der Staffelei herab. Er greift danach — sie wehrt sich, sucht ihn mit dem Malstock zurückzudrängen, den sie gegen seine Brust stemmt . . . Ein Griff — und der Stock zerbricht, das Mädchen taumelt vorwärts, gegen ihn hin — in seine Arme . . . .

Herrgott, waren sie glücklich, damals! Und sie kannten einander, hatten drei Jahre lang Zeit gehabt, sich kennen zu lernen.

„Ein verteufeltes Mädel!" sagte er mir damals in der Verlobungszeit. „Aber ich habe sie zahm gekriegt. Jetzt ist sie das reine Lamm. Malt auch keinen Blödsinn mehr, hilft mir ganz brav bei meinem großen „Bürgerfleiß" für den Sitzungssaal des Rathauses . . ."

Ich hätt's nie geglaubt!

Bald darauf heirateten sie, und nach einem Jahr kam das Kindchen. War das ein Glück!

Mands einziger Kummer war, daß die Emmy nicht mehr ins Atelier kam. Sie hatte keine Zeit, einfach. Aber er hielt es nicht aus. Er war es so sehr gewohnt, sie da gegenüber stehen zu sehen, mit ihr zu lachen, zu zanken, ihr Vorträge zu halten — ihr wißt ja, was für ein Schulmeister im Grunde in ihm steckt! — daß er behauptete, seine Arbeiten gingen zurück. Natürlich Unsinn. Sie gingen nicht zurück — sie sind nur nicht vorwärts gekommen, bis heutigen Tags. Er hat nichts lernen können von der neuen Kunst, die uns anderen aufgegangen ist, oder er hat auch nicht wollen. Da kann man nichts dazu sagen. Er war schon fertig damals, ein entwickelter Künstler; keine Knospe mehr am ganzen Strauch. Hätte ja auch nichts weiter geschadet. Aber dazu nun die Frau, bei der die ganze künstlerische Entwickelung noch in der Knospe steckte, und die das Kind einer neuen Zeit ist . . Ueberhaupt — so zwei verschieden geartete Naturen mußten da zusammengeworfen werden, zwei Menschen, beide von so ausgesprochener Eigenart, jedes dazu bestimmt, seinen eigenen Weg zu gehen . . . Nur an einem einzigen Punkte trafen diese zwei Wege aufeinander — nicht um sich zu vereinen, sondern um sich zu scheiden und sich dann auf immer von einander zu entfernen. Besser wär's gewesen, sie wären niemals aufeinander getroffen . . .

Wer weiß, ob's nicht dennoch anders gekom-

men wär', wenn der Benedikt sie ruhig hätte gehen lassen. Aber er konnt' ja die Zeit nicht erwarten, bis sie wieder an ihrer Staffelei gestanden ist, wie er's gewohnt war, und hat ihm geholfen bei seinen großen Arbeiten fürs Rathaus und die Johanniskirche. Fest eingespannt hat er sie damals in sein Joch; ihre Arbeiten sind nichts gewesen wie ein schlechter Abklatsch der seinigen; man hat ihr ordentlich die Unlust anmerken können, mit der sie daran geschafft hat. Nur wenn es galt, Ornamente zu entwerfen, ist die Erfindungsgabe wieder über sie gekommen, und ihr Mann hat ihr oft ärgerlich Einhalt geboten, wenn die Phantasie ihr über den vorgeschriebenen Stil hinausgeschossen ist und gar zu üppige Ranken und Blüten getrieben hat . . . Das kann er schon gar nicht leiden, der gute Mand; eher noch ein Stück kräftige Realistik; aber nur nicht die Traumwelt mit ihren Unbestimmbarkeiten und halben Stimmungen in die Kunst mit hinüber nehmen! — Das Kindchen hat die Emmy mitbringen müssen ins Atelier, kaum daß die Krott hat kriechen können, und es hat da sein Winkelchen gehabt mit einem Holzgitter darum, damit es kein Unheil anstiften konnt' mit dem Malgerät. Herzig ist's gewesen, wie es hat dagesessen an seinem Tischchen, mit den hellbraunen Augen der Mutter und dem dichten schwarzen Schopf vom Vater, und hat mit einem Rotstift auf einem Papier gekritzelt,

weil es auch „Bilder freiben" wollte, wie Vati und Mutti.

Im Grunde hat's schon damals angefangen mit der Entfremdung zwischen den Zweien, nur der Benedikt hat's nicht gemerkt, weil er keinen Widerstand fand. Sie aber muß es schon gespürt haben, daß sie nicht auf ihrer Bahn ist, und bald genug konnte sie klar über sich werden ... Denn damals wüteten ja die Hauptkämpfe zwischen Künstlerverband und Secession, und der Ordina hatte seinen Bombenerfolg mit seinem „Schöpfungsnebel" und siedelte hierher über ... Ihr erinnert euch wohl, wie der Mand sich voll Wut an die Spitze seiner Gegner stellte und zuerst den naheliegenden Witz machte, diese Schöpfung habe uns alle benebelt .. Er aber hatte den dichtesten Nebel vor Augen, sonst hätte ihm die Veränderung, die um jene Zeit mit der Emmy vorging, auffallen müssen. Immer stiller ist sie geworden, und in ihrer Malerei immer lässiger und unselbständiger .. Und wo ein Bild vom Ordina ist zu ergattern gewesen, da ist sie davorgestanden, als ob sie Wurzeln geschlagen hätt'. In der vorjährigen Ausstellung hab' ich sie einmal beobachtet; als ich kam, stand sie vor seinem „Triumph der Sonne", und nach anderthalb Stunden, als ich ging, stand sie noch gerad so, die Ellenbogen in beiden Händen und die Arme gegen den Leib gedrückt, wie eine Statue....

Persönlich haben die beiden sich nicht eher

kennen gelernt, als bis der Streit ist beigelegt worden zwischen den zwei Künstlervereinen; aber verkehrt haben sie nicht miteinander, denn wenn der Mand auch selber hatte das Kriegsbeil begraben helfen, hat er doch privatim fortgeschimpft über die „Neueren" und mit keinem von ihnen Umgang gepflogen. Den Ordina hat er besonders auf dem Strich gehabt seiner kühnen Phantastik wegen. Aber die Emmy hat ihn hier und da bei Bekannten und in Ateliers getroffen, einmal auch in dem meinen; sie ist blaß und still gewesen, und der Ordina hat sie ganz ungeniert studiert mit ihrem blonden Struwwelköpferl. Erst nachher hat er erfahren, daß sie auch ein „Malweib" ist, und daß wir alle ehemals etwas Extras von ihr erwartet hatten und uns nun nicht genug verwundern konnten über ihr verändertes Wesen und ihre verträumten Augen..

Jetzt weiß ich, was das war. Vielleicht hatte sie schon damals ihren „toten Bacchanten" im Sinn. Die Hauptsach aber war, daß sie sich ans Schweigen gewöhnt hatte, weil sie's müde geworden war, sich im Streit um die Berechtigung der „neuen Kunst" von ihrem Manne niederschreien zu lassen. Ueberschreien ist noch nicht Ueberzeugen — das vergißt der gute Benedikt. Schlimm genug ist er geweckt worden aus seinem selbstgefälligen Eigensinn . . .

Es mögen fünf Wochen sein — da stehen die zwei, der Benedikt und die Emmy, vor ihren

Staffeleien einander gegenüber, wie in alter Zeit, und die Frau malt ihm auf Wunsch das blaue Gewand für ein Altarbild, wozu die taube Huberin ihr hat Modell gesessen. Da klopft es — und ganz überraschend kommt ihnen da der Ordina herein wegen des Ateliers in der Türkstraße, das der Mand für den verreisten Hausbesitzer hat zu vermieten gehabt . . . Bums, ist das Altarbild von der Emmy ihrer Staffelei herunter und gegen die Wand gekehrt, und sie steht dabei, wie die Männer über das Atelier plauschen, sagt kein Wort und guckt den Ordina unverwandt aus dem Augenwinkel an, so daß der Mand schon grantig geworden ist und mit seinem Gast nur in aller Kürze das Nötigste geredet hat. Und sobald es anging, hat er ihn hinübergeführt in das leere Atelier und ist wohl eine gute Viertelstunde fortgeblieben . . .

Wie er zurückkommt, steht die Emmy vor ihrer Staffelei, sieht nichts, hört nichts, und malt wie besessen. Ganz erstaunt schleicht er sich hinter sie — und was sieht er? Nicht etwa das Altarbild, sondern eine große Oelskizze: ein zusammengestürzter Bacchant, über dessen Leiche hinweg der wilde Korybantenzug weiterrast in die staubige sonnendunstige Ebene hinein . . . Um sie her verstreut ein Dutzend Kohlenskizzen, und droben auf dem Podium das Modell zusammengerutscht und halb eingeschlafen . . .

Stellt's euch vor, wie der Mand ist dage-

standen. Die Funken haben ihm vor den Augen getanzt; das Bild ist ihm gewesen wie ein Hohn, und das Weib, das da stand mit fieberroten Wangen und fieberhaften Bewegungen, wie eine Fremde . . . Bis er sich besonnen hat, daß sie akkurat so gewesen ist damals an ihrem Verlobungstage, als er ihr eine ihrer tollen Skizzen entreißen gewollt, und sie ihm den Malstock gegen die Brust stemmte . . .

Da hat es ihm wie eine glühende Kohle in der Kehle gebrannt, und mit heiserer Stimme quält er die Worte heraus: „Was soll das heißen? Was zum Henker ist das für ein widerwärtiger Schmarrn?"

Wie sie so unerwartet seine Stimme hinter sich hört, fährt sie zusammen und versucht die Skizze beiseit zu schieben. Er aber hält den Keilrahmen fest und drückt den Daumen in die nasse Farb'.

„Ist nichts für dich," murmelt sie, ohne ihr Bild loszulassen.

„Nicht für mich? Für wen denn sonst — he? Für den Ordina etwa, den Patzer? Hast'n eh wohlgefällig angeschaut, mit seinem verkniffenen Slowakengesicht —"

Da wird sie blaß und wieder rot und guckt ihm grad ins Gesicht mit so einem paar sonderbaren Augen, als ob er ein Fremder sei, der sich unberechtigt in ihr Vertrauen drängen will. Und über dem Blick hat er das letzte bißchen

Herrschaft über sich verloren, und er hat sich nicht mehr gekannt vor Zorn, und der Arm ist ihm in die Höh' gefahren, er weiß selbst nicht wie. Erst wieder zu sich gekommen ist er, als das Modell einen lauten Schrei ausgestoßen hat, und die Emmy zurückgetaumelt ist und hat einen roten Abdruck seiner fünf Finger im blassen Gesicht stehen gehabt. —

Ein paar Sekunden hat sie starr an der Wand gelehnt samt ihrer umgestürzten Staffelei und hat ihn mit steinernen Augen angeschaut, so daß ihm ganz kalt geworden ist. Dann aber hat sie sich aufgerafft und ist an ihm vorbei zu ihren Entwürfen und ihrem Malgerät und hat alles zusammengepackt vor seinen Augen, ohne ein Wort und ohne eine Thräne. Da aber hat er zu bitten und zu betteln angefangen und ist ganz von sich gewesen; auf den Knieen hat er sich zu ihr hingeschleppt mit nassen Augen und aufgehobenen Händen — es hat aber alles nichts geholfen. Sie hat ihn gar nicht mehr angeblickt und ist um ihn herumgegangen zur Thür und hinüber in die Wohnung. Da hat sie ihre und ihrer Tochter Sachen gepackt und ist mit dem Kind auf und davon aufs Land hinaus gefahren. Von dort aus hat hat sie nun die Scheidung eingeleitet ... Inzwischen arbeitet sie in vollem Eifer an ihrem „toten Bacchanten". Die rote Resi ist ein paarmal drüben gewesen, um ihr für die eine Bacchantin Modell zu stehen, sie

sagt, es würde ganz was Besonderes, und die Frau wäre seelenvergnügt bei der Arbeit, pfeift und singt vor ihrer Staffelei, daß es nur so die Art hat . . . Da kenne sich einer aus über die Weiber! Man sollte meinen, es sei ihr gerade recht, was geschehen ist —"

„Kann schon sein! Wenn sie über den Benedikt hinausgewachsen ist —"

„Hoha — hinausgewachsen! Das ist ein großes Wort. Aber an ihm vorbei — das schon."

„Geh! Wenn ein Frauenzimmer singt und pfeift, so hat das gewöhnlich einen Grund masculini generis. Es wird wegen dem Ordina sein —"

„Da muß ich schon bitten: der Ordina ist seit einem Jahr glücklicher Ehemann . . ."



Kindheit.

Ob der Reigen noch um die Linde geht
In meiner Heimat fern?
Der Geigen schluchzendes „Warum?"
Des Cymbals tieftonig Gesumm,
Ich hört' es gar so gern —
Ob der Reigen noch um die Linde geht?

In weißen Blüten stand der Baum
Gekleidet wie in Schnee —
Und unten wandelte im Schritt

Der Reigen und der Mond ging mit,
So hell, daß ich's noch seh' —
In weißen Blüten stand der Baum.

Mir war, als schaut' ich ein Gesicht
So stumm als zeichenschwer;
Doch eh' ich ihm ein Wort glieh'n,
Verhüllt' es sich, um zu entflieh'n
Auf Nimmerwiederkehr —
Mir war, als schaut' ich ein Gesicht.

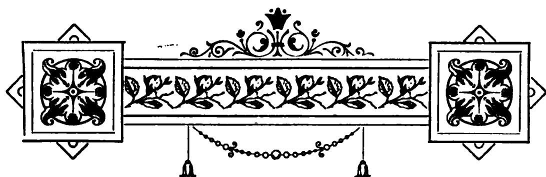
Nun hat das Leben mich gepackt,
Die heißbegehrte Welt,
Im Kampf, der brüllend mich umsaust,
Erwehr' ich mich der dunklen Faust,
Die mordend niederfällt —
Nun hat das Leben mich gepackt.

Doch schleichen in das Dunkel sich
Gestalten, wie im Traum;
Von Tönen klingt es, süß und leis',
Und Kleider flattern, blütenweiß,
Und keusch bis an den Saum —
Sie schleichen in das Dunkel sich . . .

Ob der Reigen noch um die Linde geht?
Dann leg' ich wohl die Hand
Ans Aug' und sinn' das Herz mir wund —
Mein Leben, ach, für eine Stund'
In jenem Zauberland!
Ob der Reigen noch um die Linde geht . . .?

Wien. M. E. delle Grazie.





Weibliche Fabrikinspektoren.

Von **Jeannette Schwerin** (Berlin).

Der Vater jenes Wortes, daß alles schon mal dagewesen sei, würde sich mit diesem Leitsatz nicht mehr in der Welt des neunzehnten Jahrhunderts zurecht finden. Der Umschwung aller Verhältnisse, der durch die großen technischen Erfindungen hervorgerufen worden ist, hat nicht nur auf realen Gebieten Neues, Niegesehenes geschaffen — er hat auch in der Gedanken- und Gefühlswelt der Menschen neue moralische Werte hervorgebracht, die ebenso wesentlich in den Kulturfortschritt mit einbegriffen sind als z. B. die Erfindung der Dampfmaschine oder des Telephons.

Eine solche Errungenschaft ist die Arbeiterschutzgesetzgebung. Noch vor hundert Jahren war man blind gegen den Raubbau, der an menschlicher Kraft in der Industrie verübt wurde. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiete, welche der Siegeszug der

Maschine bewirkt hatte, blendete die Interessenten dermaßen, daß sie nicht sahen, auf welchen Hekatomben von Menschenleben und Menschenglück sich der industrielle Fortschritt aufbaute. Erst allmählich erkannte man, wie eng das Wohl des Einzelnen mit dem Wohle der Gesamtheit zusammenhängt, und daß eine Nation leiden, ja zu Grunde gehen muß, wenn Millionen ihrer Bürger unter unwürdigen Lebensbedingungen arbeiten und leben müssen.

Schon im Jahr 1796 waren in Lancashire Erhebungen durch ein staatliches Gesundheitsamt notwendig geworden, denn unter der dichtgedrängten Arbeiterbevölkerung waren Seuchen ausgebrochen. Dabei wurde man auch auf die entsetzliche Lage der in Fabriken arbeitenden Kinder aufmerksam. Des Morgens um 4 Uhr wurden die Kleinen von der Peitsche des Aufsehers geweckt und an den Webstuhl getrieben. Eine übermäßige Arbeitszeit, jeglicher Mangel an Unterricht, Vernachlässigung körperlicher und sittlicher Entwicklung des Kindes — das waren die Lehrmeister, die damals die englischen Kommunen für die ihrer Obhut anvertrauten Waisen für zweckmäßig hielten. Mit dem vierzehnten Lebensjahre wurden die Kinder dann aus dieser Sklaverei entlassen. Verbitterten Gemütes und elenden Körpers, ohne etwas gelernt zu haben, kehrten sie in die großen Städte zurück und vermehrten dort jenes Proletariat von ungelernten

Arbeitern und verbrecherischen Existenzen, die eine so große Gefahr für jedes Gemeinwesen bilden. Das erste Kinderschutzgesetz vom Jahre 1802 „zum Schutze der Gesundheit und Sittlichkeit der Lehrlinge u. s. w." versuchte hier Besserung zu schaffen. Erst 1844 dachte man an den Frauenschutz. Von da an verschwindet die Regelung des Arbeiterschutzes nicht mehr von der Tagesordnung der Gesetzgebung. Alle Parteien wetteiferten in Vorschlägen und Verbesserungen, die einen Rechtszustand schufen, wie er in dem Gesetz von 1878 und seinen Novellen von 1883, 1891 und 1895 zum Ausdruck gekommen ist.

Der Fortschritt der Industrie wurde keineswegs durch die Fabrikgesetzgebung unterbrochen, und bei einer Umfrage, die die englische Regierung 1876 bei den Fabrikbesitzern über die Wirkungen des Gesetzes halten ließ, waren es nur verschwindend wenige, die seine Aufhebung wünschten.

Um dem Gesetz nun auch den notwendigen Nachdruck zu verleihen, schuf sich die Regierung in den Fabrikinspektoren Organe, um überall und unter allen Umständen den Geist der Arbeiterschutzgesetzgebung zum Ausdruck zu bringen. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Gesundheits- und Sicherheitsmaßregeln. Nur die Arbeitszeit von Frauen und von jugendlichen Arbeitern bis zum 18. Lebensjahre unterliegt einer Regelung durch die Fabrik- und Werkstättengesetze. Zwei

Behörden teilen sich in die Beaufsichtigung der Arbeiterschutzgesetze: die staatliche Fabrikinspektion und die kommunale Gesundheitsbehörde, die sich besonders um die Ausführngen der Public Health und Shop Hour Acts zu kümmern hat. Der Stab der Inspektoren setzte sich im Jahre 1896 folgendermaßen zusammen:

1	Chief Inspector	Gehalt £	1200,
6	Superintending Inspectors .	„	550—800,
44	Inspectors	„	300—500,
16	Junior Inspectors	„	200—230,
25	Assistant Inspectors . .	„	100,
5	Inspektorinnen	„	200—210.

Es waren in England die großen Frauenvereine gewesen, die auf Anstellung von Fabrikinspektorinnen drangen. Die Bemühungen, Frauen gleich den Männern in Gewerkvereinen (Trade Unions) zu organisieren, konnten trotz der einsichtvollsten und energischen Bemühungen von Lady Dilke nur zum Teil als geglückt angesehen werden. Gerade die Arbeiterinnen, die des Schutzes am meisten bedurften, waren vermöge ihres schlechten Verdienstes nicht im stande, sich in freien Vereinen zusammenzuschließen, um eine Besserung ihrer Lage zu erzielen. Nur durch einen gesteigerten Staatsschutz konnte eine Hebung ihrer Lebenshaltung eintreten. Die in England geltend gemachten Gründe für Einführung von Fabrikinspektorinnen sind fast dieselben, die der Bund deutscher Frauenvereine in

seiner auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Petition an den Reichstag 1892 anführte:

1) Das größere Verständnis der Frau für die Bedürfnisse des eigenen Geschlechtes.
2) Die Rücksicht auf das Schamgefühl in Angelegenheiten der Gesundheit und des Anstandes. Die Verschiedenheit des Geschlechtes zwinge entweder zur Verletzung des Schamgefühles und damit zur sittlichen Schädigung der Arbeiterin, oder zur Umgehung einschlägiger Fragen und damit zu ihrer gesundheitlichen Schädigung.
3) Anlage und Ausbildung der Frau, die sie zur Behandlung zahlreicher Einzelheiten einer vorgeschrittenen Gesetzgebung vorzüglich geeignet mache.
4) Der allgemein sittliche Einfluß, den die Inspektorin auszuüben im stande sein werde.

Es erleichterte der englischen Regierung die Anstellung von Fabrikinspektorinnen, daß im April 1892 vier Frauen als Assistant Commissioners in die Grand Commission on Labour berufen worden waren, um von den bei dieser Gelegenheit befragten Arbeiterinnen Aussagen über ihre Industrie und ihre Interessen zu gewinnen. Sie entledigten sich ihrer Aufgabe in so vorzüglicher Weise, daß sie, wie Beatrice Webb in den „Failures of the Labour Commission“, 19th Century, July 1894 schreibt, „das

wertvollste Blaubuch der Serie lieferten". Frauen mit Kenntnis der industriellen Arbeitsbedingungen waren also vorhanden.

Der Minister Asquith entschloß sich daher 1893, die beiden ersten Fabrikinspektorinnen anzustellen. Miß Abraham und Miß Paterson sind dann nicht lange die einzigen geblieben, sondern es wurden bis zum heutigen Tage noch drei andere Inspektorinnen ernannt, Miß Anderson, Dean und Squire. Die beiden letzteren waren vorher Sanitätsinspektorinnen gewesen, Miß Anderson war Studiosin der Ethik und hatte in einem der Arbeitsämter der Royal Commission on Labour gearbeitet. Das Examen, das Fabrikinspektorinnen ablegen müssen, besteht aus einer schriftlichen und mündlichen Prüfung in den Elementarfächern und in der Kenntnis der Fabrikgesetzgebung. Bei der Wahl wird aber ein besonderer Wert auf eine vorherige Thätigkeit in den einschlägigen Gebieten gelegt. „Die Inspektorinnen sind keinem besonderen Distrikte zuerteilt; sie gehen dahin, wo es dem Chief Inspector wünschenswert erscheint, und sind stets bereit, irgend welche Beschwerden in irgend welchem Teile Großbritanniens durch die Arbeiterinnen oder in Bezug auf sie zu empfangen und sie zu berücksichtigen." (S. Blaubuch 1895, S. 11.) Wie sehr man mit ihrer Thätigkeit zufrieden ist, beweist die Ernennung von Miß Abraham zur Superintending Inspectress. Die fachmän-

nische wie die Tagespresse lobt ihre Leistungen und rühmt bei ihren Berichten „die litterarischen Verdienste der Beschränkung und Anmut". Aus den Berichten von 1895 sei hervorzuheben, daß die Fabrikinspektorinnen 2358 Fabriken und 4599 Werkstätten besuchten; die übrigen Inspektionen beliefen sich auf 4500. „Wir wünschen einstimmig die dringende Frage der Hygiene in den Vordergrund unserer Erörterungen zu stellen ... Fast pathetisch wirkte die Freude der Arbeiterinnen bei Verbesserung sanitärer Zustände, wenn man bedenkt, daß gesunde und anständige Zustände keine übermäßigen Privilegien sind ... Die ungestüme Freude, mit der mich die Frauen als Frau empfingen, und die Natur der von mir entgegengenommenen Beschwerden beweist nachdrücklich die Notwendigkeit einschlägiger Untersuchungen." Die Inspektorinnen haben sich auch bemüht, Frauen und Mädchen von dem Werte zweckmäßiger Kleidung und Haartracht zu überzeugen, die gerade für die Sicherheit und die Gesundheit der Arbeiterinnen besonders da in Frage kommen, wo sie an Maschinen oder in gesundheitsgefährlichen Betrieben arbeiten. Sie betrachteten es auch als eine „Wohlthat", sich über gewisse ekelhafte Dinge (hideous matters) ohne Verletzung des Anstandes beschweren zu können. Gewiß giebt es eine Anzahl von Fabrikinspektoren, die infolge des großen Vertrauens, das ihnen mit

Recht zu teil wird, auch Klagen solcher Natur entgegennehmen. „Aber die Erfahrung hat durchweg gezeigt, daß sowohl in Bezug auf besondere, mit der Art der Thätigkeit zusammenhängende sexuelle Krankheitserscheinungen, wie durch gesundheitswidrige Beschaffenheit der Aborte, Frauen und Mädchen lieber Jahr für Jahr schwer leiden, als sich Männern, und seien es die besten und würdevollsten, anzuvertrauen. Eine Ausnahme hievon machen nur die moralisch Verkommenen."

Für England ist die Fabrikinspektorin ein vollgültiges Glied in der Organisation des angewandten Arbeiterinnenschutzes geworden. Auch Amerika und Australien haben Frauen als Fabrikinspektorinnen angestellt. So die auch in Deutschland durch ihre praktische Thätigkeit, wie durch vorzügliche Aufsätze wohl bekannte Florence Kelly.

Frankreich hat seit 1892 offiziell die Berechtigung der Frau zum Gewerbeinspektorat anerkannt. Seitdem sind dort 15 Inspektorinnen angestellt, die ihre Thätigkeit in den sechs Departements mit hochentwickelter Textilindustrie besonders ausüben. Ihr Gehalt beträgt 2400 bis 2500 Fr. Zulaßbedingungen sind u. a. Ablegung einer Prüfung, bei der Kenntnis der Arbeiterschutzgesetze, der Gewerbehygiene und Unfallverhütung in der Technik, sowie der einschlägigen strafgesetzlichen Bestimmungen und

Beherrschung des schriftlichen Ausdruckes in der französischen Sprache gefordert werden.

In Oesterreich sind noch keine Fabrikinspektorinnen angestellt. Doch äußerte sich der Central-Inspektor Migerka auf eine diesbezügliche Anfrage dahin: „Es ist nicht absolut zu behaupten, daß Frauen die Eignung, als Fabrikinspektorinnen diesem Amte zu entsprechen, nicht haben. Falls die Bewerberin um ein derartiges Amt die genügenden allgemeinen technischen Kenntnisse besitzt, ist nicht abzusehen, warum sie sich für ein derartiges Amt nicht ebenso wie ein Mann eignen sollte."

In der Schweiz besteht ebenfalls eine starke Bewegung für die Aufnahme der Frauen in das Corps der Fabrikaufsichtsbeamten. Der Schweizer Fabrikinspektor Dr. Fridolin Schuler sagt darüber: „Frauen würden sich mit vielem Nutzen als Unterinspektorinnen in denjenigen Berufen verwenden lassen, in denen in weitaus überwiegender Zahl Frauen beschäftigt werden und zu deren Kontrolle besondere Fachkenntnisse nicht erforderlich sind. Die Thätigkeit der Fabrikinspektorin wird die des Fabrikinspektors ergänzen; sie sollen ihren männlichen Kollegen aber nicht gleich, sondern untergeordnet werden."

In Deutschland hat man sich bis vor kurzem diesen Wünschen gegenüber ganz ablehnend verhalten. Erst in allerjüngster Zeit haben sich

Bayern, Hessen und Sachsen-Weimar bereit erklärt, je zwei Assistentinnen in die Fabrikinspektion einzustellen, was im letzteren Staat bereits geschehen ist. Das Gehalt in Hessen und Bayern beträgt 2000 Mk. In Hessen sollten die Frauen ihre Thätigkeit Anfang Juni beginnen; in Bayern hat man dagegen auf Anregung des „Vereins für die geistigen Interessen der Frau“ einen Kursus für Ausbildung von Fabrikinspektorinnen eingerichtet, dessen Leitung mit Genehmigung der Regierung Fabrikinspektor Pöllath übernommen hat. In Preußen und Sachsen liegt die Angelegenheit viel ungünstiger. Seit 1872 in beiden Ländern eingeführt, ist die Fabrikinspektion mit der Dampfkesselrevision verbunden, so daß nur Techniker und in zweiter Linie Juristen dabei in Frage kommen. Der Hygieniker, der Nationalökonom ist dadurch ganz von diesem, gerade für ihn so bedeutungsvollen Verwaltungszweige ausgeschlossen. Wieviel mehr muß es die Frau sein, deren Vorbildung und körperliche Veranlagung sie von der Thätigkeit eines Dampfkesselrevisors ausschließt. Die Forderung nach Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren ist aber seit geraumer Zeit auch in diesen Ländern betont worden. Vor mehr als 25 Jahren war es der Verein für Sozialpolitik, der dafür eintrat, dann fast alle politischen Parteien, freilich allmählich, zögernd — aber alle, alle kamen. Nur die zuständigen Behörden verschließen sich

zur Zeit noch diesem allgemeinen Wunsche. Trotz dieser Abneigung hat der Bund Deutscher Frauenvereine im Winter 1896/97 einen Kursus zur Vorbereitung von Fabrikinspektorinnen eingerichtet, dem im Juni 1898 ein zweiter in Berlin folgte. Unterrichtsgegenstände waren die gesetzlichen Bestimmungen des Arbeiterinnenschutzes und der jugendlichen Arbeiter, Gewerbehygiene, praktische Uebungen in Aktenlesen, Berichtemachen u. dgl. mehr. Der letzte, neu hinzugekommene Teil erhielt dadurch eine besondere Bedeutung, als mit Erlaubnis des Oberbürgermeisters Zelle die Akten des Gewerbegerichts der Uebung zu Grunde gelegt werden durften. Die Teilnahme am Unterricht war unentgeltlich. Er fand in den Abendstunden statt, um den durch einen Beruf gebundenen Frauen oder Mädchen Gelegenheit zur Teilnahme zu geben. Da der Unterricht in seminaristischer Form erteilt wurde, so mußte man die Zahl der Zuhörenden beschränken. Frauen, die durch ihren Beruf schon praktisch sich mit Arbeiterinnen und deren Lebenslage beschäftigt hatten, wurde der Vorzug gegeben. Doch nahmen Frauen und Mädchen aus allen Volkskreisen daran teil. Wenn ihnen auch gesagt werden mußte, daß vorläufig noch in Preußen an keine Anstellung zu denken sei, so waren doch alle von dem Gedanken durchdrungen, daß ihnen eine Reihe nützlicher Kenntnisse dargeboten wurde, wie in diesem inneren Zusammen-

hange an keiner anderen Stelle. Das Verständnis und das Interesse für die Aufgaben einer Fabrikinspektorin ist dadurch wesentlich in unsern Frauen gesteigert und verbreitet worden.

In andern Bundesstaaten, wie in Baden und in Württemberg hat man versucht, der Lösung dieser Frage dadurch zu begegnen, daß man weibliche Vertrauenspersonen vorschlug, die die Klagen und Wünsche der Arbeiterinnen entgegennehmen und der Gewerbeinspektion übermitteln sollten. Seitdem nun aber in dem letzten Bericht der Gewerbeinspektion S. 62 erklärt wird, daß „die weibliche Vertrauensperson ebensowenig die Fabrikinspektorin, als der Vertrauensmann den Fabrikinspektor ersetzen könne," darf man wohl annehmen, daß die endgültige Behandlung der brennenden Frage auch in Württemberg zu einem erfreulichen Resultate führen wird! Freilich, auch Baden verhält sich noch ablehnend, und es ist aufs dringendste zu wünschen, daß die Haltung des so hochverdienten Leiters der Gewerbeinspektion eine zugänglichere werde. Die Versuche, die dort mit Vertrauensdamen, die dem badischen Frauenvereine entnommen waren, gemacht worden sind, müssen als gescheitert angesehen werden. Nur wenn die Frau mit der Autorität des Gesetzes ausgerüstet an die ihr zuerteilte Aufgabe herantritt, wenn sie die notwendigen Kenntnisse mitbringt und jenen feinen Takt besitzt, der Vertrauen und

Achtung erwirbt, nur dann kann sie das beschwerliche und verantwortliche Amt einer Fabrikinspektorin ausfüllen.

Man hat, und nicht mit Unrecht, gesagt, daß bei dem jetzigen Stande des Arbeiterinnenschutzes nicht genügende Handhaben im Gesetze vorhanden seien, um die Wirksamkeit einer Fabrikinspektorin zu rechtfertigen. Aber auch jetzt würde sie schon im stande sein, eine Fülle von Material zu sammeln, aus dessen Benutzung sich eine Neu- und Weiterbildung des Gesetzes zwingend ergeben würde.

Die Einstellung von Fabrikinspektorinnen ist eine Forderung der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Millionen von Arbeiterinnen, deren Leben und Gesundheit in ihrer besonderen Eigentümlichkeit als Frauen geschützt werden muß, was die Gesetzgebung ja auch schon durch die Bestimmungen des Arbeiterinnenschutzes anerkennt. Diesen Schutz so wirksam als möglich zu machen, sowohl durch sorgfältigste Beobachtung der bestehenden Gesetze als durch ihren Ausbau, würde Aufgabe der Fabrikinspektorin sein müssen. Aber nicht nur die Frauen haben daran ein Interesse, sondern vor allem der Staat, der in der Arbeiterin die Mutter des künftigen Geschlechts schützt und schont und keine Methode unbeachtet lassen darf, die einen solchen Schutz wirksam machen kann. Wie dunkel und verworren auch noch die Lösung der Arbeiterfrage erscheint, so

kann man doch hoffen, daß dieser Teil, der den Arbeiterinnenschutz einschließt, wohl auf eine gerechte und vernunftgemäße Lösung rechnen darf. Allmählich wird eine ehrliche ganz auf dieses Ziel gerichtete Arbeit ihren Zweck erreichen.

Die Ausdehnung der Arbeiterinnenschutzgesetzgebung auf die Hausindustrien, die Einstellung von weiblichen Fabrikinspektoren wird die Forderung „Schutz der Frau und der Familie" aus dem Reich der Phrase herausheben und sie in dem Reich der Wirklichkeit zur Erfüllung bringen.



Sprüche.

Je fester das Mark, je stärker die Art,
Je zarter sind eines Baumes Triebe,
So ist's im Leben, so ist's in der Liebe —:
Verzärteln macht schwächlich, aber nicht zart.

* * *

Könnte man manchen, die niemals klagen,
Den Mantel der Seele zurückschlagen,
Was für Wunden würde man da entdecken!
Man würde erschrecken.

Berlin. Frida Schanz.

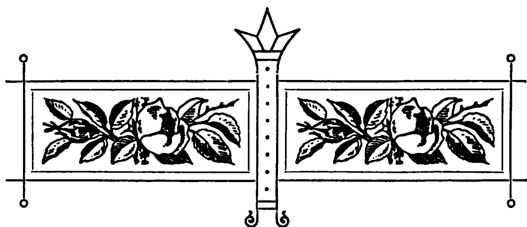




Schreiber, chm.

Dr. Kaethe Schirmacher.





Die Fronde.

Von Dr. **Käthe Schirmacher** (Paris).

Wagen nach Wagen hält vor dem hellerleuchteten Portal in der sonst stillen und nur mäßigerhellten rue Saint Georges. Frauen in Balltoilette, Männer im Frack steigen aus und verschwinden hinter dem gewirkten Vorhang, der die Eingangshalle der Fronde von der Straße trennt. Gruppen Neugieriger sammeln sich zu beiden Seiten, die Stadtpolizei muß Ordnung halten, und jedesmal wenn behandschuhte Finger den gewirkten Vorhang zur Seite schieben, dringt Stimmengewirr, untermischt mit lustigen Weisen oder beherrscht von dem machtvollen Sopran einer Sängerin, zu der Menge da draußen.

Anlaß des Festes ist der endgiltige Eintritt der jungen Fronde in den Kreis ihrer zum Teil sehr viel älteren Schwestern, der Pariser Tageszeitungen.

Die Leiterin der Fronde, Madame Marguerite Durand, hat zu dem Zweck alle

ihre Mitarbeiterinnen und die Vertreter des Pariser Journalismus zu einer glänzenden Abendgesellschaft eingeladen.

Die Fronde ist ein bis jetzt in der Welt einzig dastehendes Unternehmen, eine Tageszeitung, die ausschließlich von Frauen verwaltet, geleitet, mit Beiträgen versehen und gedruckt wird. Sie ist nicht die erste politische Tageszeitung, welche französische Frauen gegründet haben. Versuche dieser Art sind 1789, 1830, 1848, zu allen Zeiten politischer Freiheitsbestrebungen, von ihnen gemacht worden. Die Blätter haben sich jedoch nie lange gehalten. Entweder weil die Zeit nicht für das Unternehmen reif war, oder weil die Geldmittel nicht genügten.

Die junge Fronde nun, deren erste Nummer am 9. Dezember 1897 erschien, und die bereits 10 Monate Dauer zählt, ist eine Gründung, der geistige und materielle Mittel nicht fehlen, und die zu einer Zeit ins Leben tritt, in der die Frauenbewegung eine Macht geworden ist. Das läßt auf langes Leben für die neue Frauenzeitung hoffen.

Wie man sich in unterrichteten Kreisen erzählt, sind die Mittel für die Fronde von einer Frau gegeben worden. Eine Frau, Madame Durand, leitet den geschäftlichen Teil der Unternehmung. Redaktionssekretär ist Madame Fournier, Verwalterin Madame Serveille. Politik, Litteratur, Kunst, Wissenschaft, Korre-

spondenz vom Ausland, Lokales, Theaterkritik, Parlament, Gericht rc., alle diese Abteilungen sind ständigen, weiblichen Mitarbeitern übertragen. In der Druckerei sind nur weibliche Schriftsetzer beschäftigt, die Korrekturen liest eine Frau. Die Bureaudiener sind junge Mädchen in grünen Kleidern mit Goldknöpfen und weißen Kragen. — Nur der Portier, der, besonders in den stürmischen Zeiten der Dreyfusverhandlungen, nachts auf Wache zog, ist männlichen Geschlechts.

Die Fronde besitzt ihr eigenes Haus, ein hübsches, dreistockiges Gebäude, 14 rue Saint Georges, dicht an der lärmenden rue Lafayette. — Das Frondenhaus ist mit vollendetem Geschmack, ja mit Luxus eingerichtet. Grün ist der Grundton, der überall vorherrscht: Von der Hausthür bis zu den Wandtäfelungen, den Tapeten, den Vorhängen und Möbelstoffen ist alles Grün in den wechselreichsten Abstufungen: bald dunkel-jagdgrün, hell-apfelgrün, matt-graugrün u. s. w. Zu ebener Erde liegt die große Eintrittshalle, die mit Teppichen belegt, mit Palmen geschmückt, mit Sesseln und Tischen für Wartende, Freunde und Fremde ausgestattet ist. Die Wandmalereien sind von Frauen entworfen und ausgeführt, welche man während ihrer Arbeit gar anmutig auf Leitern herumbalancieren sehen konnte. Hinter Gittern, die diese Halle von Seitenräumen trennen, erblickt

man die jungen Zahlmeisterinnen und Buchführerinnen, die geräuschlos ihres Amtes walten.

An der Treppe, die zum ersten Stock hinaufführt, liegt die Pförtnerloge, in welcher eine der freundlichen Bureaudienerinnen Fragenden Bescheid erteilt und das Telephon versieht, was gerade kein leichter Dienst ist, da die Klingel von 5 Uhr nachmittags bis 11 Uhr abends nur selten still steht.

Im ersten Stock ist wieder ein dienstthuendes junges Mädchen in der Hausuniform zu treffen, welches den Eintritt zu dem Privatkabinett der Leiterin vermittelt. — Im zweiten Stocke endlich findet sich das Arbeitszimmer des Redaktionssekretärs, einige kleinere Räume für Mitarbeiterinnen, die in Einsamkeit und Stille einen Artikel schreiben wollen, und das allgemeine Redaktionszimmer, in dem bei dem herbstlich kalten Wetter ein lustiges Kaminfeuer flackert und munteres Kommen und Gehen stattfindet.

Die Druckerei, welche an 15 Setzerinnen beschäftigt, liegt im ersten Stock. Sie ist luftig und sauber, dazu, wie das ganze Haus, elektrisch erhellt, und von den jungen Mädchen und Frauen mit bunten Bildern, Blumen, ja einem kleinen Spiegel ausgeschmückt. Der Ton dort ist ein guter, und der weibliche Korrekteur mit seinem freundlichen Gesicht unter dem bereits leicht ergrauenden Haar zeichnet sich durch Sorgfalt und Eifer aus.

Von 5 Uhr nachmittags bis 2 Uhr nachts ist die Hauptarbeitszeit der Damen von der Fronde. Dann hört das Kommen und Gehen, das Fragen und Antworten, das Suchen und Finden nicht auf. Briefe und Zeitungen werden gelesen, man arbeitet mit Feder, Bleistift und Schere. — Gegen 10, 11, 12 Uhr nachts kommen die Mitarbeiterinnen, die längere Artikel geben, und lesen, oft in Gesellschaftstoilette, ihre Korrekturen.

Politisch ist die Fronde eine entschieden republikanische und zwar eine socialistisch-republikanische Zeitung. In religiöser Hinsicht steht sie auf dem Standpunkte vollster Toleranz. In nationaler ist sie von einer Unparteilichkeit, die in höchstem Grade erfreulich wirkt: Sie tritt für gutes Einvernehmen mit dem Auslande, für internationale Friedensbestrebungen ein und lehnt jeden blinden Chauvinismus ab. Im Zolaprozeß steht sie auf Seiten Dreyfus' und Zolas.

Eine erstaunliche Menge weiblichen Talents hat sich seit ihrem ersten Erscheinen in der Fronde gezeigt. Sie ist oft sehr gut geschrieben, kühn, neu und immer interessant. Sie hatte aber auch eine ganze Reihe eingearbeiteter Journalistinnen und litterarisch hochbegabter Frauen zur Verfügung, wie Madame Séverine, Marie Anne de Bovet, Madame Mendès, Daniel Lesueur, Marcelle Tinayre,

Madame Lacour, Savioz ꝛc. — Sociologie, Nationalökonomie, Philosophie konnte sie durch eine Berühmtheit wie Madame Clémence Royer, die Uebersetzerin Darwins, behandeln lassen, Astronomie durch Dr. Dorothea Klumpke, Assistent an der Pariser Sternwarte, Schulfragen durch Madame Kergomard, Schulinspektor in Paris ꝛc.

Die Fronde hat ihre Mitarbeiterinnen nicht erst erziehen müssen, sondern sie bereits, die Feder in der Hand und berufsgeschult, vorgefunden. Daher ein Teil ihres Erfolges. Verdienst der Leiterinnen wiederum war es, all diese einzelnen Fähigkeiten zu sammeln und zu gemeinsamem Handeln zu verbinden. Denn in der Fronde wird jedes Ereignis und Geschehnis vom Standpunkte der Frau aus betrachtet. Das macht den ganz besonderen Wert und die ganz eigene Bedeutung der Fronde: sie ist eine Tribüne für die Frau, die hier ihr Wort zur Tages- und Weltgeschichte sagen kann, die hier auf eigenem Boden steht und Herr im eigenen Hause ist.

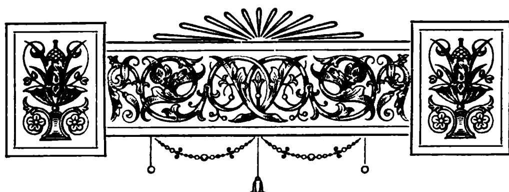
Und da die Welt bisher ohne besondere Rücksicht auf die Frau eingerichtet und regiert worden, und die Frau heute deshalb oft gezwungen ist, an dem Bestehenden Kritik zu üben, haben die Gründerinnen ihre Zeitung la Fronde (die Opposition) genannt.

Man glaube jedoch nicht, daß die „Frondeuses“ Blaustrümpfe und Männerfeindinnen

seien. Sie glauben, daß Wissen, Können, selbstständiges Arbeiten, unabhängige Gesinnungen sich sehr gut mit Anmut, Schönheit, Geschmack und gewählter Toilette vereinigen lassen. Und daher sind Madame Durand, Madame Fournier, Madame Serveille und ihre Mitarbeiterinnen ebensosehr Frauen von Welt, wie Frauen von der Feder. *)

*) Jahresabonnement der Fronde für Paris 20, für Frankreich 24, für das Ausland 35 Frs. Die Direktion der Fronde bittet deutsche Schriftsteller und Verleger um Zusendung ihrer neuen Publikationen, um sie in dem Blatte besprechen zu können. 14 Rue St. Georges, Paris.





Die Bühnenkünstlerin und die Frau als Publikum.

Von **Hildegard Obrist-Jenicke** (Stuttgart).

Beinahe jedes junge aufgeweckte Mädchen schwärmt einmal eine Zeitlang für den Bühnenberuf. Die Idealgestalten unserer großen Dichter erscheinen ihm höchst nachahmenswert und so meint es, daß es nur zu wollen brauche, um eine große Künstlerin zu werden. Trotzdem beweist der Mangel an wirklich großen Veranlagungen, daß Talent und Fleiß noch nicht genügt, wenn sich nicht auch eine starke Individualität dazu gesellt, damit sich eine gestaltungsfähige Künstlerin entpuppe. Aber schon der erwähnte schwärmerische Trieb, der für Medizin, Philosophie und Jura schwerlich in gleichem Maße zu finden ist, scheint bewirkt zu haben, daß Thaliens Jüngerinnen in der „Zulassung" zu den künstlerischen „Lehr- und Hörsälen", wie in der durch die Zeit längst sanktionierten „Ausübung" ihres Berufes um Jahrhunderte voraus

sind. Längst hat man sich an die oft nicht unbedenkliche Konkurrenz, die sie den Männern machen, gewöhnt und alles läuft in seinen richtigen Geleisen. Die stärkere Begabung, ob männlich oder weiblich, siegt über die schwächere, und wir wollen hoffen, daß sich in nicht zu ferner Zeit dasselbe so natürliche Verhältnis auch über die jetzt noch so heiß umstrittenen anderen Berufsarten erstreckt, ohne daß ängstliche Stadtväter früher ergrauen und ehrgeizige Professoren noch genauere Hirnwägungen vorzunehmen sich gedrungen fühlen. Freilich hat der weibliche Bühnenberuf, gerade wegen seines hohen Alters, auch seine Schattenseiten, die weniger von dem Beruf selbst herrühren, als vielmehr in den veralteten Verhältnissen liegen, unter denen er einst entstanden ist. Aus dieser Reformbedürftigkeit entwickelte sich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren die „Deutsche Bühnengenossenschaft“, d. h. eine Berufsgenossenschaft für männliche wie weibliche Mitglieder. Allerdings haben die weiblichen Bühnenangehörigen für die Gründung dieser segensreichen Organisation sowohl wie für die Fortentwicklung derselben nicht allzuviel beigetragen und begnügen sich, zum großen Teil wenigstens, noch heute damit, daß sie bereitwillig zu deren Gunsten in Benefizvorstellungen und Konzerten mitwirken. Aber eigentliches Interesse, oder was man so Corpsgeist nennt, haben sie nicht bewiesen und das ist ein großer Schaden

für die Sache und ein noch größerer für sie selbst. Nicht zum mindesten dieser Lauheit ist es zuzuschreiben, daß im Verhältnis zu den männlichen Mitgliedern die Genossenschaft einen viel zu kleinen Teil weiblicher Mitglieder zählt. Kein Wunder ist es daher zu nennen, wenn dieselben in den einzelnen Paragraphen der Statuten nicht so berücksichtigt sind, wie sie es der Sachlage nach sein könnten und müßten. Sie haben, wie fast in allen Dingen, wenn es sich um Frauen handelt, wohl die gleichen Pflichten, aber nicht die gleichen Rechte, haben z. B. auch hier nicht das passive Wahlrecht, sind daher in gegebenen Fällen nicht durch ihr eigenes Geschlecht vertreten und müssen über sich beschließen und urteilen lassen. Die sonst so ausgezeichnete und vortreffliche Leitung und Verwaltung dieser mustergültigen Berufsgenossenschaft hätte sich die Bühnenkünstlerinnen von vornherein ganz anders sichern können, wenn sie dieselben auch aktiv am Wohl und Wehe der Anstalt beteiligt hätte. Das Interesse wäre erwacht und mit ihm der Wunsch der Zugehörigkeit. Denn gerade weil die deutsche Bühnengenossenschaft, nächst allen pekuniären Vorteilen, die sie ihren Mitgliedern bietet, hauptsächlich auch die Standesinteressen zu wahren und zu fördern sich zur dankenswerten Aufgabe gemacht hat, sollte sie weibliche Bühnenangehörige, aus vielen Gründen, so energisch wie nur möglich zu gewinnen suchen. Den Stand

zu Ruhm und Ehren zu bringen, nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich, sind Mann und Frau gleich befähigt, ihm aber Unehre zu machen, um nicht Schande zu sagen, hat die Frau leider viel mehr Gelegenheit und Macht. Wer einigermaßen die Theaterverhältnisse kennt, weiß, daß gerade dieser Beruf von Nichtberufenen durchaus nicht selten als Deckmantel für einen Beruf mißbraucht wird, der mit der Kunst nicht die entfernteste Beziehung hat und sie nur in jeder Weise zu schädigen geeignet ist. Aus diesen unseligen Mißverständnissen, welche die „Berufenen" am meisten zu beklagen haben, hat sich wohl das kühle Verhältnis herausgebildet, in welchem die Frau als Publikum der Künstlerin gegenübersteht. Wie sich ein starkes Talent mit Fleiß und Energie entwickelt und emporarbeitet, hat die deutsche Frau hie und da miterlebt und wohl öfter noch in Biographien gelesen. Daß es aber ein verschwindend kleiner Prozentsatz ist, von dem sie Notiz zu nehmen Gelegenheit hat, kommt ihr nicht zum Bewußtsein, weil sie die übrigen neunzig oder fünfundneunzig Prozent zu bemerken gar nicht in die Lage kommt. Warum aber ist jener traurige Prozentsatz ein so großer? Die Antwort hierauf ist einesteils in den heutigen Kunstverhältnissen überhaupt zu suchen und wohl auch zu finden, anderenteils aber könnte vielem Uebel gesteuert werden, wenn die Frau der Künstlerin nicht entweder verzückt und ver-

götternd oder kalt und verachtend gegenüberstünde. Welchen Einfluß könnte die Frau als Publikum auf Kunst und Künstler ausüben, wie auf den Geschmack und die Kunstrichtung ihrer Zeit, wenn sie sich der Tragweite ihrer Verantwortung bewußter wäre! Goethes Vertrauen auf unser Geschlecht in Bezug auf das, „was sich ziemt“, sollten die „edlen Frauen“ öfter rechtfertigen. Beobachtet man in unsern Theatern, Konzertsälen und Kunstausstellungen das Publikum, überall wird man das weibliche Geschlecht in der Mehrzahl vertreten finden, und doch läßt es sich so vieles bieten, was ihm entschieden mißfällt und was zurückzuweisen es mutig genug sein müßte. Eine Art Verantwortung sollte die Frau als Publikum auch der Künstlerin gegenüber empfinden und ein echtes Talent, selbst im einfachsten Kleidchen, oder gerade deshalb, mehr auszeichnen und ihm öfter Interesse widmen, als es in der Regel geschieht. Aber alle Bewunderung erschöpft zu sehen an der glänzend, ja oft genug nicht mehr im Charakter ihrer Rolle auftretenden Talmikünstlerin, die, wenn sie ehrlich sein wollte, die Hälfte ihrer Erfolge mit ihrer genialen Schneiderin teilen müßte, bringt allen, außer der Schneiderin, nur Schaden, und nicht zuletzt der Kunst selbst. Daß besonders das weibliche Publikum von der Bühne in modernen Stücken zugleich ein Modemagazin zu beanspruchen sich gewöhnt, hat den Künstlerinnen namenloses Elend

gebracht, denn die Autoren sowohl wie die Direktoren rechnen damit. Ist man doch im historischen Stück und in der Oper so unendlich unbefangen und scheint nicht im geringsten alterirt, wenn ein, zwei, ja drei Jahrhunderte durcheinander laufen oder sich gar nicht selten auf ein und demselben Körper zusammenfinden, während man im modernen Stück nicht einen vorjährigen, weiteren Rock erdulden will und auch nicht ohne den allerneuesten engen Aermel in Stimmung kommt! Zu welchen Konsequenzen aber eine solche (im Grunde nur gedankenlose) Erbarmungslosigkeit führt, besonders an vielen Stadt- und sämtlichen Provinztheatern, davon schweigt in der Regel des Sängers Höflichkeit, und darum ist es an der Zeit, daß Frauen davon sprechen. Es geschieht dort nämlich gar nicht selten, daß jungen strebsamen Talenten, künstlerisch vollständig genügend, aber weniger „chic“ gekleidet, nach den ersten vier bis sechs Wochen, nachdem sie ihre letzten Ersparnisse für die oft weiten Reisen aufgebraucht, einfach gekündigt wird, weil irgend eine ganze oder halbe Logenabonnentin die „Kleine unmöglich“ findet, die sich „nicht anzuziehen versteht“. Der Direktor ist in der unangenehmen Lage — denn er hat dem armen Ding schon Vorschuß gegeben, weil sie ihm künstlerisch brauchbar erschien — von seinem einseitigen Kündigungsrechte Gebrauch machen zu müssen, weil der Damenwelt die Toilette nicht genüge. Die

Gegenrede: „Aber, Herr Direktor, mit dem Gehalt kann ich doch unmöglich die Art von Toilette machen, die Sie fordern," ist schon des öfteren mit dem verhängnisvollen Satz beantwortet worden: „Ich kann keine Dame brauchen, die ihre Toilette von der Gage bestreiten will". Auch ist schon direkt darauf hingewiesen worden, daß es ja „Freunde" gäbe! Ein Theateragent gab einer jungen Künstlerin, die in Bezug auf die Unternehmerfirmen etwas wählerisch war und ihre Anständigkeit betonte, den guten Rat: „Liebes Kind, bringen Sie sich vor allen Dingen nicht in den Geruch der Anständigkeit."

So sehr die Bühnengenossenschaft auch bestrebt ist, dem Agentenschacher entgegenzuarbeiten, und auch der Bühnen-Verein, das ist eine Vereinigung von Intendanten und Direktoren bester und besserer Bühnen, anerkennenswerte Bedingungen aufgestellt hat, um die Künstler vor wucherischer Ausbeutung zu schützen, entstehen trotzdem jedes Jahr so und soviel neue Theateragenturen. Und die hohen Provisionen und Prozente sind noch nicht einmal das Schlimmste bei der Sache, vielmehr ist das die Gewissenlosigkeit, mit der die Stellenbesetzung oft gehandhabt wird. Würde der Künstler nicht auf seine Kosten allein in ein Engagement reisen müssen, wäre der Direktor oder gar der Agent dabei beteiligt und käme zu Schaden, so ginge man wohl vorsichtiger zu Werke.

Aber was hat mit all' diesen Zuständen die

deutsche Frau zu thun? wird man hier fragen. Es ist erfreulich, antworten zu können, daß sich dieselbe schon ganz gehörig mit alledem zu schaffen gemacht hat. Allerdings ist die Frau als Publikum im allgemeinen noch nicht bei der Sache beteiligt, sondern nur die besondere, die schon mitten in der Frauenbewegung steht und ihr Augenmerk auf alle weiblichen Berufsarten richtet, auf die schon existierenden sowohl wie die noch entstehenden. Es war geradezu rührend, zu bemerken, mit welcher Wärme die Delegirtenversammlung der Vereine „Frauenwohl“ in Berlin im November vergangenen Jahres die Angelegenheiten der Bühnenkünstlerinnen entgegennahm und sich bereit erklärte, nicht nur Opfer an Zeit und Arbeit zu bringen, sondern auch Mittel zur Verfügung zu stellen, wenn es gilt, den rechtlosesten unter den deutschen Frauen zu ihren Rechten zu verhelfen. Seither haben sich alle Zweigvereine des genannten Vereins, die sich in den verschiedensten Städten gebildet, ebenso günstig zu der Sache gestellt und der „Allgemeine deutsche Frauenverein“, dessen Präsidium in Leipzig ist, hat bereits erklärt, die deutsche Bühnenkünstlerin mit Rat und That in ihren socialen Rechten unterstützen zu wollen. Also Tausende von Frauen sind bereit, zunächst Hand in Hand mit der Bühnengenossenschaft der Künstlerin helfend zur Seite zu stehen und ihre Interessen zu fördern. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist

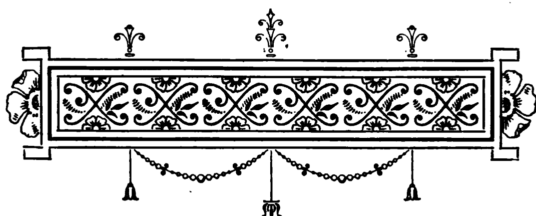
es daher höchste Zeit, daß sich letztere durchweg der Bühnengenossenschaft anschließen. Zum Glück ist nach den Bestimmungen des schon erwähnten Bühnenvereins vom 1. Mai 1897 der Eintritt der jüngeren Mitglieder in Zukunft ein obligatorischer; allerdings betrifft dieser Beschluß nur die „Vereinsbühnen", also nur die besseren.

Rückt die Mitgliederzahl der Genossenschafterinnen der männlichen näher oder gleicht derselben, wird es ja viel leichter sein, auch innerhalb der Genossenschaft günstigere Bedingungen für die weiblichen Mitglieder durchzusetzen, im Notfall mit Hilfe der schon genannten organisierten Frauenvereinigungen ganz Deutschlands. Diese Mitbeteiligung der Frauenvereine wird auch unter den anderen Frauen immer weitere Kreise ziehen und ihnen als Publikum ihre verantwortliche Aufgabe immer näher bringen; dann werden auch sie nicht gleichgültig oder gedankenlos bleiben, wenn sie Ungerechtigkeiten erfahren wie die, daß an vielen Stadttheatern wie an sämtlichen Provinztheatern die weiblichen Mitglieder nicht nur die moderne Garderobe zu stellen haben, sondern auch die sog. historische. Die männlichen Mitglieder dagegen haben nur die moderne zu liefern und zur historischen einen im Verhältnis verschwindend kleinen Teil, als da sind: Schuhwerk, Trikots, Federn, Handschuhe und Wäsche. Der Direktor liefert vom pelzverbrämten Königsmantel bis zum zerlumpten

Gaunergewand kontraktlich alles übrige. Man sollte billigerweise glauben, es würden die Mehrausgaben der Damen im Gehalt ausgeglichen, aber eine genauere Einsicht beweist das Gegenteil, daß die Herren auch hierin, mit wenigen Ausnahmen, im Vorteil sind. — Auch mit der Ehe der Künstlerin werden die Frauen Gelegenheit finden, sich zu beschäftigen, da es auch hier gilt, Härten entgegenzutreten, die nur zum geringsten Teil gerechtfertigt sind. Der Kunst an und für sich thut es gewiß keinen Abbruch, wenn eine Künstlerin verheiratet ist, sie zieht im Gegenteil aus ruhigen, geordneten Verhältnissen nur den größten Vorteil. Daß trotzdem Theaterchefs verheiratete Künstlerinnen, die womöglich schon mehrfache Mütter sind, als Fräulein auf den Theaterzetteln führen, oder sich weigern, verheiratete Frauen zu engagieren, führt nicht selten die unerquicklichen Verhältnisse herbei, denen wir leider noch häufig begegnen.

So sehen wir, daß — wie überall in den Fragen weiblicher Berufsthätigkeit — speziell auch in derjenigen der Bühnenkünstlerin die deutsche Frau Ursache hat, sich auf das zu besinnen, was sie ihren Geschlechtsgenossinnen schuldig ist. Eine Heilung der vorhandenen Schäden ist nur dann möglich, wenn nicht allein die weiblichen Bühnenangehörigen ihrer Solidarität sich bewußt werden, sondern auch die Frau in ihrer Eigenschaft als Publikum ihre Pflicht erfüllt.





Führung.

Von **Elisabeth Siewert** (Berlin-Wilmersdorf).

Der Batkeiter Garten sah so aus, wie er schon vor drei Wochen ausgesehen hatte: den großen Rasenplatz deckte ein gelbliches, winterliches Grün, die Blätterknospen an Büschen und Bäumen blieben in ihrer schlafenden Zurückhaltung; da es fortwährend regnete, hingen Schnüre von Tropfen an jedem Zweig, die lehmigen Wege waren völlig aufgeweicht.

Gertrud Schmiedenhein, die, an einem der Wohnstubenfenster stehend, in den Garten hinaussah, fand, daß das Erwachen des Frühlings sehr langsam vor sich ging und alles in allem ein schmerzhafter Prozeß sei, aber dies lag wohl an ihrem ungeduldigen und unruhigen Seelenzustand in letzter Zeit. Ihre beiden jüngeren Schwestern begrüßten den kleinsten Fortschritt draußen mit Genugthuung; sie waren es im stande, sich darüber zu freuen, daß die Pfützen auf dem Acker hinter dem moosgrünen Zaune kleiner geworden,

und daß auf einer weniger nassen Wiese am Kiefernwäldchen schon die Kibitze angekommen waren. Eine beneidenswerte Freudigkeit und Anspruchslosigkeit stellte dann Gertrud fest. Sie hatte diesem nämlichen langsamen Erwachen des Frühlings aus diesem nämlichen Fenster schon zu oft unthätig zugesehen, für ihr Temperament und ihre Anlagen schon viel zu oft! Immer, wenn sie eine Tasse kochendes Wasser auf den Kaffeetrichter gegossen hatte, trat sie wieder an das Fenster. Sie machte die Entdeckung, daß ihr Leben hauptsächlich eine Geduldsprobe und keine Folge von Geschehnissen, kein Ersteigen von Bergen bedeutete, daß es lange nicht so stark komponiert war, wie sie es immer erwartet, nicht so rasch und hinreißend und bunt, wie sie es noch vor kurzer Zeit gehofft hatte, sondern viel verborgener, verworrener und feiner und grausamer in seinen Konflikten, als sie sich's hätte träumen lassen. Und es blieb dabei so viel Zeit zum Dämmern und Grübeln, oder es blieb vielmehr alle Zeit dazu, denn bei den häuslichen Beschäftigungen arbeitete das Hirn doch nicht mit. Darüber dachte Gertrud nach, als sie hinaussah.

„Bekomme ich bald meinen Kaffee?“ fragte Herr Schmiedenhein, welcher schwer und stattlich in seiner großen, grauen Joppe mit hohen Stiefeln am Kaffeetisch saß. Ueber ihm an der Wand hingen schöne, alte Kupferstiche, und seit-

wärts neben ihm stand ein geschnitzter, altertümlicher Schrank mit farbigem Meißner Porzellan darauf, alles Erbstücke kunstsinniger Vorfahren.

„Gleich, sofort!“ Gertrud schlug heimlich mit der Hand auf den Porzellantrichter, um den Kaffee zu zwingen, seine Reise etwas zu beschleunigen.

Da trat Hedda in die Wohnstube, sauber und nett gekleidet, wie immer, mit strahlenden, gesunden Farben und glänzenden Haaren, die sich um ihre niedrige, schöne Frauenstirne bäumten, jene Heiterkeit verbreitend, die jungen, hübschen und fröhlichen Mädchen anhaftet. Sie lachte, ehe sie noch guten Morgen sagte, und erzählte dann eifrig, doch ohne sich zu überstürzen: „Vater, als ich heute früh zum Fenster hinaussah, kam ein Schwein in den Gemüsegarten gelaufen, da — der Flick hinter ihm her, jagte es immer in die Runde und biß es in den Schwanz. Ich sage dir, es war eine Komödie; das Schwein setzte sich nämlich zur Wehr.“

„Wie kommt denn das Schwein durch die Pforte?“ brummte Herr Schmiedenhein.

Milein riß jetzt die Thüre auf und trat eilfertig in die Wohnstube. „Kinder, was ich heute früh gesehen habe! Ein Schwein war im Gemüsegarten; es sah aus, als ob es schwarze Strümpfe anhätte, weil es aus dem schmutzigen Hofe kam. Gerade als es zu wühlen anfing, sieht es Flick und, hast du nicht gesehen, hinter ihm her!“ Milein begleitet ihre Erzählung mit

Gesten, bei der passenden Stelle springt sie sogar mit gleichen Füßen so hoch sie kann. „Flick hopste über das Schwein und biß es, er benahm sich schneidig, aber das Schwein setzte sich auch zur Wehr.“

„Wie kommt denn das Schwein durch die Pforte?“ brummte Herr Schmiedenhein, seinen Kaffee in Angriff nehmend.

Jetzt fehlt nur noch die Mutter, die dasselbe erzählt, dachte Gertrud, die Thüre mit nervöser Spannung im Auge behaltend, aus der die Mutter jeden Augenblick eintreten konnte. Ihre Schlafstubenfenster liegen auch nach dem Gemüsegarten — und Vater sagt dann wieder dasselbe! Ein ungeduldiges Prickeln ging ihr durch die Glieder bis in die feinen Fingerspitzen, ihr ausdrucksvolles, nobles Gesicht wurde um einen Ton bleicher. Man hörte Schritte und Kleiderrauschen, beides bedeutungsvoll und ausgiebig, die Herrin des Hauses vermuten lassend. Gertrud wartete das Erscheinen ihrer Mutter nicht ab; nochmals von dem dreisten Schwein mit der Bedeutsamkeit eines Tagesereignisses erzählen zu hören, war zu viel für sie. Leise und äußerlich ruhig, innerlich aber wie gehetzt, floh sie aus der Wohnstube; in dem Gartenzimmer, dem letzten im Erdgeschoß, fiel sie auf einen Fenstertritt, wühlte ihre starken kleinen Hände in ihr dichtes Haar und brach in Thränen aus; sie weinte wie eine Verzweifelte. Das an sich geringfügige und

eher humoristische als tragische Begebnis brachte ihr Leiden zu seinem Höhepunkt und drängte sie zu der Erkenntnis, daß etwas geschehen müsse, da sie das Leben zu Hause nicht weiter ertragen konnte. — Nachdem sich der überlaufende Thränenbecher etwas geleert hatte, faßte sich Gertrud und überlegte, mit vom Weinen verstörtem Gesicht, was sie nun thun sollte. Damit etwas geschähe, mußte sie zu ungewöhnlichen Dingen greifen; sie wollte sich ihrer Mutter anvertrauen, rückhaltlos wollte sie ihren Seelenzustand darlegen, und wenn es ihr gelang, ihn so zu schildern, wie er war, mußte ihre Mutter ja Abhilfe schaffen, denn sie war doch gut und ihre Mutter!

Eine Thür klappte zu und ein Hund bellte bewillkommnend und freudig: Herr Schmiedenhein ging auf das Feld. Dann trällerte eine junge Stimme im Hausflur: das war die immerfrohe Hedda, wahrscheinlich hatte sie eine Holzschale voll Weizen in der Hand um die Glucken zu füttern. Im Korridor hörte man jemand laufen: Milein die sich in die Küche begab. Alles war in Ordnung und im besten Gange in Batkeiten; Eltern und Geschwister gingen im gewohnten Geleise zufrieden ihrer Tagesbeschäftigung nach, draußen lagen die Aecker geduldig unter dem von Regenschauern verdüsterten Himmel und warteten auf den Frühling, nur in einer Brust brannte eine sehnsüchtige, vorwärtsdrängende Ungeduld, ein

stürmisches Fordern, ein heftiger Widerspruch gegen das althergebrachte Schicksal.

Als Gertrud in die Schrankstube eintrat und ihrer Mutter volle, hohe Gestalt an einem Tisch sah, auf dem eine Unmenge Tischzeug zum Sortieren lag, überlegte sie rasch, daß sie doch lieber nicht von ihrem Seelenzustand sprechen wollte, sondern nur von einigen Punkten und mehr äußerlichen Gründen, die sie veranlaßten, sich von Batkeiten fortzusehnen. Es lag in Frau Schmiedenheins Wesen so etwas schwer Bewegliches, Unnahbares, ihre nächsten Angehörigen kannten sie wenig, sie blieb ihnen eine sorgende, gute, aber ferne und kühle Persönlichkeit. Ein holder, sechsjähriger Knabe war ihr gestorben, und der zweite Sohn, der jetzt Student war, schlug nicht nach dem Wunsche der eitlen, für den Sohn brennend ehrgeizigen Mutter ein; das war ein nicht enden wollender Kummer, der an ihren Herzens- und Seelenkräften zehrte.

„Nimm den Pack Servietten da und lege ihn in den Schrank, rechts, Mittelfach," sagte Frau Schmiedenhein, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

Gertrud that rasch das Geforderte und stellte sich dann an den Tisch, der Mutter gegenüber, auf deren Hände sehend. Endlich löste Frau Schmiedenhein ihren Blick von einem schweren, großen Tischtuch mit dem Blitzmuster; es war ein matter, wenig interessierter Blick, der zu einer Aus-

sprache nicht ermutigte, mit dem sie die Tochter betrachtete. „Fehlt dir etwas, Kind?“ fragte sie, hoffend, daß sie nichts Neues und nichts Aufregendes von ihrer Tochter erfahren möchte.

Gertrud vergaß, zum Sprechen aufgefordert, ihre Vorsätze. „Mutter, ich kann nicht länger so in Batkeiten weiter leben, wie bisher!“ kam es ungestüm von ihren Lippen, während sich in ihren Augen ein höchst unbequemes Feuer entzündete. „Ich kann nicht so weiter leben, liebe Mutter; so müßig, so ohne Ziel und Zweck; es macht mich zu unglücklich; ich fühle, wie ich schlecht und dümmer und ganz krank davon werde!“ Sie hielt erschreckt inne, die fieberroten Lippen schließend, als sie ihrer Mutter anfänglich erstaunten Blick ärgerlich und gekränkt werden sah.

„Was sind denn das für Anwandlungen? Ist dir deine Familie mit einmal nicht mehr recht? Und wie denkst du dir das Fortgehen?“

Gertrud fühlte sich schuldig, ohne Rücksicht und ohne Pietät losgebrochen zu sein. „Deshalb komme ich zu dir, liebe Mutter, damit wir besprechen können . . .“ erklärte sie leiser und weniger erregt. „Eine Anwandlung ist es nicht, weißt du, schon vor vier Monaten sprach ich einmal mit dir, daß ich mich eigentlich nicht glücklich fühle; die Hilfeleistungen im Haushalt füllen mich nicht aus, und meine einsamen Arbeiten fördern mich nicht. Ich bin schon seit lange in

solcher innerlichen Unruhe und habe an nichts rechte Freude!“

Frau Schmiedenhein überlegte, ob sie ihrer Tochter nicht einfach sagen sollte, sie möchte sie mit so unkindlichen, unangenehmen Erklärungen verschonen, aber da fiel ihr ein, daß Gertruds Verstimmung vielleicht einen ganz besonderen Grund haben könnte. „Für junge Mädchen kommen manchmal Zeiten, in denen sie sich allerhand Gedanken machen, in denen sie sich mit allerhand unklaren Wünschen abgeben,“ sagte sie plötzlich sehr ruhig.

Gertruds Augen irrten ratsuchend an der Decke des Zimmers umher. Sollte sie davon anfangen, daß sie danach schmachtete, ihr Zeichentalent auszubilden, weil sie fühlte, daß sie ohne Anleitung, nicht nur nicht vorwärts kam, sondern auf Irrwege geriet? „Ich möchte nach Berlin und da Malstunden nehmen,“ sagte sie seufzend. „Du mußt doch zugeben, daß ich hier im Hause entbehrlich bin. Hedda und Milein sind nun beide erwachsen, sie sind praktisch und hübsch, im Hause wie in der Gesellschaft gelten sie viel mehr als ich.“

„Sie sind liebenswürdiger als du!“ Frau Schmiedenhein sah ihre Tochter verweisend an, und Gertrud errötete.

„Ja, ja, sie sind hübscher und liebenswürdiger wie ich,“ gab sie mit Ueberwindung zu. „Sie passen auch viel besser für das Land-

leben und für unsere Kreise hier, wo man nichts anderes schätzt, als was sie haben. Aber ich bin anders geartet und ich langweile mich hier zu Tode; alles bleibt beim alten, geistiges Streben und geistige Fortschritte giebt es nicht, alles ist so nüchtern und eintönig, die Verwandten selbstgerecht und teilweise doch herzlich unkultiviert — du sagst es manchmal selbst, liebe Mutter!"

Frau Schmiedenhein beugte sich über einen Stoß Servietten, den sie zählte; suchend sah sie sich nach einer fehlenden um. „Du könntest deinem Leben ja eine Wendung geben," sagte sie dann gelassen.

„Nein, Mutter, das kann ich nicht; wie sollte ich —" Gertrud streckte ihre leeren Hände aus, und dann kam plötzlich ein peinliches Schauern, welches ihr über den Nacken rieselte.

„Ja, du kannst es," erwiderte die Mutter streng. „Wenn du durchaus findest, daß drei Töchter zu viel im Hause sind und du dich nach Selbständigkeit sehnst, dann ergreife doch die Gelegenheit, die sich dir bietet, herauszukommen."

Es entstand eine Pause, und schließlich sagte Gertrud mit einem gequälten Auflachen: „Liebe Mutter, er hat noch nicht einmal um mich angehalten."

„Weil er sich keinen Korb holen will. Er hat es mir durch seine Schwester andeuten lassen; ich bin von dem Ernste seiner Absichten überzeugt."

Gertrud war dies im Grunde auch. „Eine sonderbare Methode, durch seine Schwester andeuten zu lassen!“ sagte sie höhnisch.

Die Mutter zuckte mit den Achseln. „Jedenfalls brauchst du nur zu wollen.“

„Aber ich will nicht, ich liebe ihn nicht.“

„Ja, Gertrud, du liebst ihn!“ Frau Schmiedenhein wurde erregt. Sie wünschte es dringend, daß ihre Aelteste jetzt, da ihre Jüngste eingesegnet war, mit Heirat abginge, außerdem schätzte sie den betreffenden jungen Mann außerodentlich und fand, er wäre der richtige Gegensatz zu Gertruds heftigem kompliziertem Wesen, ein klarer, energischer, hübscher Mann, den ein Mädchen wohl lieben konnte.

Einen Augenblick schwieg Gertrud verdutzt; ihr war, als würde sie mit heißem Wasser begossen. „Ich habe die Empfindung, Oskar Schmelzer kennt mich gar nicht, seine Neigung hat sich zu mir verirrt,“ behauptete sie.

„Als ob dich das glücklich machen würde, in Berlin Malstunden zu nehmen!“ rief die Mutter. „Von deinem Talent weiß ich nicht viel, ich verstehe das nicht. (Ach nein, niemand verstand etwas davon, Gertrud war die einzige, die viel davon hielt!) Neulich hast du ja Hedda ganz hübsch porträtiert, Milein war nicht ähnlich; ich glaube nur nicht, daß dich das Malen befriedigen wird.“

„Ich bin begeistert dafür, aber mich zu verheiraten, kann ich mir kaum vorstellen.“

Hier wurde die Unterredung unterbrochen. Hedda und Milein kamen mit einer soeben angelangten Einladung in die Schrankstube gelaufen. „Landschaftsdirektor Grolmer und Frau beehren sich!“ riefen sie einige Male hintereinander, eine weiße, steife Karte schwenkend. Sie beachteten die schwüle Atmosphäre nicht, die die Mutter und Schwester umgab, sondern schwatzten kunterbunt ihre Freude über das bevorstehende Fest und ihre Pläne dazu durcheinander.

„Würdest du hin?“ fragte Milein sich an Gertrud wendend; ihr glattes Gesichtchen glühte vor Aufregung und Freude.

„Ich weiß es noch nicht. Macht doch nicht solchen Lärm um diese Einladung, es ist doch kein so wunderbares Ereignis.“

„Herrje, was ist dir? Nämlich, wenn du nicht hingehst, würde ich gerne,“ erläuterte Milein.

„Gertrud ist dran: mit drei Töchtern fahre ich nicht auf Bälle, also bleibst du zu Hause.“ Mileins Kindergesicht verfinsterte sich bei diesem Ausspruch der Mutter; die schöne Hedda pfiff durch die Zähne.

Wie ist das alles schrecklich und erniedrigend, dachte Gertrud hinausgehend. Nun wird sich bis zu dem Tage des Festes jedes Gespräch, die ganze Gedankenwelt in Batkeiten um diese Bagatelle drehen, und wirklich schwerwiegende Dinge, die sich im Seelenleben abspielen, werden für nichts geachtet!

Von dem Fenster ihrer Giebelstube aus sah sie ihren Vater auf einer sandigen Stelle des ansteigenden Ackers hinter dem Gartenzaun stehen. Die Kartoffelmieten, die da lagen, waren heute aufgemacht worden, ein Nest masurischer Arbeiterinnen saß im Schutze von Strohbündeln mit Kartoffelaussuchen beschäftigt. Gertrud ergriff einen Plaid und warf ihn um die Schultern, sie rannte hinaus auf den Acker, um den Vater aufzusuchen; so rasch gedachte sie ihre Sache nicht aufzugeben. Während sie, von zwei Dachshunden gefolgt, gegen den scharfen, austrocknenden Wind über den Acker stapfte, kamen ihr allerhand energische, kühne, beinahe tollkühne Gedanken. Dem Vater mit Wünschen zu kommen, die außerhalb des Alltags lagen, das schmeckte schon etwas nach Todesverachtung! Herr Schmiedenhein beachtete ihre Ankunft kaum; in einer schönen Haltung, mit vorgestrecktem rechten Bein, stand er mit untergeschlagenen Armen da und sah unter seinen grauen, gewaltigen Augenbrauen auf die Arbeiterinnen, deren Finger blaurot vor Kälte waren. Gertrud stellte sich neben ihn, ihre zierliche, schlanke Gestalt durch das schwere Tuch verhüllt. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf die waldumkränzte Weite und dachte: Möchte ich doch bald einen anderen Horizont zu sehen bekommen und die Stunden lägen vor mir, die mir Arbeit bringen und Ziele stecken!

Als sich Herr Schmiedenhein von der Kar-

toffelmiete wandte und die Richtung nach dem Gehöft einschlug, ging Gertrud dicht an seiner Seite. „Die Kartoffeln haben sich dies Jahr gut gehalten, wenig faule darunter, nicht?“ leitete sie das Gespräch ein.

„Es ist so mäßig damit.“

„Der Frühling kommt doch dies Jahr spät, man wird ganz ungeduldig.“

„Vierundneunzig kam er noch später, da hatten wir in diesen Tagen noch eine dicke Schneedecke.“

„O gräßlich!“ Gertrud nahm einen Anlauf, das Blut stieg ihr in den Kopf. „Hat Mutter dir vielleicht von meinen Wünschen und Plänen erzählt?“ fragte sie, ihre Bangigkeit hinter einem leichten, kecken Ton verbergend.

„Von was für Plänen?“ Herr Schmiedenhein wandte seiner Tochter sein gerötetes, großzügiges Gesicht zu, bis jetzt hatte sie nur den Anblick seines starken Profils genossen.

„Ich will nämlich fort, da ich anfange, mich sehr unglücklich in Vatkeiten zu fühlen; nach Berlin möchte ich, Malstunden nehmen. Du erlaubst es hoffentlich.“ Gertrud sah ihren Vater mit brennenden, sinnlos kühnen Augen an.

„Wunderschön!“ Kurz auflachend zeigte Herr Schmiedenhein seine platten, weißen Zähne.

„Es ist Ernst, Vater, ich will und muß fort. Ich darbe hier so schrecklich nach geistiger Ausbildung, nach für mich passender Arbeit, ich gehe

ganz aus Rand und Band bei diesem eintönigen Leben hier."

„Was das für Flausen sind! Ich meine, du lebst hier recht behaglich!"

„Zu behaglich und müßig, ich will aber lernen und vorwärts kommen."

„Du willst wohl auf Abenteuer ausziehen?" fragte der Vater grob.

„Durchaus nicht; ich habe sehr ernste Absichten, ich denke nur an Arbeiten und Vorwärtskommen."

„Papperlapapp, ich habe kein Geld für solche Späße; beschäftige dich im Hause, da ist genug für vier Frauenzimmer zu thun."

In Gertrud krystallisierte sich der Ueberdruß an ihrem bisherigen Leben während dieser verständnislosen Worte ihres Vaters zu seinem Höhepunkt, der Wille, auf dem einen oder anderen Wege herauszukommen, wurde in ihr hart und fest wie ein Stein. Den Rest des Tages verbrachte sie müßig in ihrer Giebelstube, in eine Ecke des Sofas gekauert, mit Denken und Grübeln beschäftigt. Zu den Mahlzeiten ließ sie sich rufen und erschien dann mit müden Schritten, die Lippen stumm, die Augen voll Vorwurf und Kummer, ein unbequemes Glied in dem Familienkreise.

Ob die Husarenoffiziere aus dem Städtchen bei Grolmers sein werden? Welche Art Musik wird's geben? Militärmusik, ganz gewiß. Viel-

leicht auch nur Klavier und Violine! Die Vermutungen über die bevorstehende Festlichkeit waren unerschöpflich und vermehrten noch Gertruds Leiden. Milein hoffte immer noch, Gertrud würde auf das Fest verzichten, sie sah so gar nicht nach Spiel und Tanz aus; mit heimlichen Seitenblicken auf die Schwester sprach sie davon, daß ihr weißes Kleid mit den gelben Bändchen wunderbar passend für die Gesellschaft sei. Einige Male versuchte es noch Gertrud, ihre Wünsche zur Sprache zu bringen, aber ohne Erfolg. Der Umstand, daß von dem einzigen Bruder ein Brief ankam, in dem er meldete, daß er in pekuniären Schwierigkeiten und anderen Klemmen steckte, drängte ihre Angelegenheiten völlig in den Hintergrund. Und immer wieder war es das Fest, das Fest, von dem sie hörte. Da beschloß sie, wenn es denn so sein sollte, diesen Tag zu einem Wendepunkt in ihrem Leben zu machen. Ihr war, als sei sie in eine Sackgasse getrieben, an deren Ende der glänzende Tumult eines Ballsaales auf sie lauerte, in dem sich die Arme Oskar Schmelzers aufthaten. Ich werde mal sehen, ob ich mich nicht in ihn verlieben kann, dachte sie, und ihre reine und hochgespannte Seele erschrak vor dieser frivolen Absicht. Aber an diesen langen, düsteren Frühlingstagen, die ereignislos und still an ihr vorüberzogen, kam sie immer wieder auf diese anfänglich ironisch empfundene Absicht zurück. Sie malte sich Oskar

Schmelzers Persönlichkeit aus, hörte seine Stimme, sein humoristisches Lachen; seine weißen, festen Hände streckten sich ihr entgegen . . . Ueber ihr Gesicht ergoß sich eine tiefe Röte, sie zog die Füße auf das Sofa und preßte ihre Arme eng an ihren Körper in einem Gefühl beschämender Unruhe. Mußte sie sich erniedrigen, um zum Leben zu gelangen? Ach, und das Leben, welches sie sich bereiten konnte, lag auch so weit ab von ihren Forderungen! Draußen zogen die Regentropfen an den Scheiben herunter und machten diese ganz trübe, ganz undurchsichtig. Gertrud schloß die Augen und gab es auf, darüber nachzudenken, wie sehr unglücklich sie war.

Der Tag der Gesellschaft kam heran. Gertrud und Milein rüsteten sich zu der Fahrt, da Hedda in einer großmütigen Wallung Verzicht geleistet hatte und nun allerdings unter Qualen darauf bestand, konsequent zu sein. Frau Schmiedenhein schenkte der Entsagenden eine kleine altertümliche Brosche und gab ihr die Erlaubnis, die Kinder des Schmieds in ihre Stube einzuladen, wo diese mit Chokolade und einer billigen Sorte kleiner Kuchen bewirtet werden sollten.

„Es ist das letzte Mal, Hedda, daß ich mitfahre,“ sagte Gertrud mit Nachdruck, in den altmodischen, schweren Verdeckwagen steigend, in dem die Eltern bereits stattlich und geschmückt den Vordersitz einnahmen. Aus dem Fenster hinaus nickte sie Hedda zu, wie jemand, der

einer Entscheidung entgegengeht und sicher ist, unter den nämlichen Umständen die Daheimbleibenden nicht mehr wiederzusehen. Die Schwester stand auf der Freitreppe in ihrem grünkarrierten Alltagskleid und ihrer sonntäglichen Schönheit, einen Dachshund auf dem Arm. Der Frühlingswind, den die just hervorsehende Sonne erwärmte, wühlte in ihren glänzenden Haaren, ihre Miene zeigte eine mühsame Beherrschung, die Lippen waren geöffnet in schmachtender Genußsucht. In Gertrud quoll ein schmerzliches Entzücken über ihre Lieblingsschwester auf. Diese Holdseligkeit mußte doch bewundert werden; wie konnte sie nur mitfahren und die jüngere Schwester um ein Vergnügen bringen! Es war nur entschuldbar durch ihre feste Absicht, Raum zu schaffen.

Auf der langen Fahrt in dem schwankenden Wagen, der ein tiefes Geleise in die nassen Lehmwege riß, hatte Gertrud Zeit, sich völlig klar über ihren Plan zu werden. Endlich lenkte der Kutscher auf eine Chaussee. Gott sei Dank! Die Pferde legten sich in einen mäßigen Trab, und nun war doch Aussicht vorhanden, jemals Grolmers zu erreichen.

Unten in der Halle des durchweg erleuchteten großen Landhauses hing unter einem Dickicht von Mänteln eine helle Mütze, darunter ein grauer Kaisermantel. Gertrud sah diese Gegenstände im Vorbeigehen; sie glaubte zu wissen,

wem sie gehörten ... Frau Schmiedenheins graue Seidenschleppe rauschte die Treppe herauf, ihre Töchter folgten, Milein in jenem angenehm beklommenen Zustand der Neulinge. Oben in der Damengarderobe, als Gertrud dabei war, einen Strauß Veilchen an Mileins rundem Taillenausschnitt zu befestigen, hörte sie, wie eine Dame, die soeben vermummt durch die Thüre trat, zu einer andern sagte, die sich bereits in vollem Glanz vor einem Spiegel drehte: „Denken Sie, Herr Schmelzer kommt heute nicht. Er hat im letzten Moment absagen müssen, da unter seinem Vieh die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen ist.“ „Schade! Ich weiß, daß er darauf brannte, dies Fest mitzumachen — wirklich schade, ein so famoser Tänzer!“

Der Veilchenstrauß saß wunderschön, so daß sein tiefes Lila mit dem jungen, frischen Gesicht darüber reizend kontrastierte. — Der ganze Abend ist verloren, was jetzt? Gertrud ließ die Hände sinken, in ihren Augen lag eine schwindlige Verwirrung und Ratlosigkeit.

In dem Salon unten mit seinen düstergrauen Möbeln und erdrückenden Portieren standen die Gäste Kopf an Kopf, in jener peinlich engen Situation, die vor dem Abendessen ein notwendiges Uebel zu sein scheint. Man lächelte viel und unterhielt sich abgebrochen, denn meistens verstand der eine nicht, was der andere sagte. Mit dem ihr eignen schleifenden Schritt, in ihrem

ungeschmückten weißen Kleide — im letzten Moment hatte sie es aufgegeben, sich gelbe Rosen anzustecken — strebte Gertrud hinter ihrer Mutter über eine gerade entstandene Blöße in dem Menschendickicht der Dame des Hauses entgegen. Ihre Erscheinung fiel auf, aber sie gefiel nicht; hinter einer Maske von Abwehr und Hochmut verbarg sie ihre Ergriffenheit, ihr kleines Gesicht sah sehr blaß aus und die Augen blickten groß und fremd. Die Herren fanden sogleich in schweigender Uebereinstimmung heraus, daß mit dieser Dame nicht gut Kirschen essen sein könne, und die Damen fühlten mit feinem Instinkt, daß sich das ältere Fräulein Schmiedenhein deplaciert vorkam und von vornherein das Treffen aufgegeben hatte; sie ließen sie links liegen. Gertrud kam immer mehr in eine Stimmung hinein, in der man nicht in Gesellschaft sein sollte. Entweder verharrte sie ganz gedankenabwesend in eine Ecke gedrückt, oder, wenn sie erwachte, sah sie voll Abneigung und Unbehagen in das Getriebe des Festes. Mit ihrem durch Leid geschärften Blick entdeckte sie so viel Gekünsteltes, Dummes, Krampfhaftes, so viel Dünkel und Banalität in dem Gebaren der Menschen, daß sie ein Gefühl der Vereinsamung beschlich, stärker als sie es je in ihrer Giebelstube durchgekostet. Das einzig Erfreuende war für sie, Milein zu beobachten, deren aschblonder Scheitel zuweilen durch eine Lücke sichtbar wurde. Jetzt unter-

hielt sie sich mit einem blutjungen Fähnrich, der, ebenso wie sie, wie ein Kind aussah, beide spielten die Erwachsenen und benahmen sich sehr wichtig, während ihnen das Entzücken über das Fest und die Freude, schon dabei zu sein, aus den Augen leuchtete.

Nach dem Abendessen wurde eine Quadrille getanzt; die Aufforderung dazu schallte durch den kühlen Saal. Gertrud war nicht engagiert, was sie mit einer gewissen Genugthuung hinnahm. Nun wollte sie die vielen noch vor ihr liegenden Stunden möglichst unbehelligt zubringen, zu diesem Zweck sah sie sich nach einem Schlupfwinkel um.

Es war ein Privatzimmer der Hausfrau, in welches sie geriet, ein mittelgroßer Raum, in Rot und Grün gehalten, mit reichlich viel Liebhaberarbeiten geschmückt und blühenden Primeln, die auf den Fensterbrettern und in den Ecken auf kleinen Tischen und Ständern ihre weiß und rosa Lieblichkeit ausbreiteten. Auf dem Sofatisch lagen Mappen und Albums verstreut, die verhängte einzige Lampe erhellte den Raum nur gedämpft. Leider war schon jemand in diesem angenehmen Zufluchtsort: zwei Damen; die eine saß in einem schwarzen Atlaskleid behäbig in einem Lehnstuhl, eine gute Bekannte der Schmiedenheins, die korpulente Frau Rittergutsbesitzer Kunik, berühmt durch ihre Gutherzigkeit und Tüchtigkeit in ihrem

Haushalt, wie als Vorsteherin des Frauenvereins und durch ihr seltsam taktloses Wesen in Gesellschaft. Die andere Dame, eine hohe Gestalt, stand im Hintergrunde mit einer Photographie in Händen; sie war Gertrud völlig unbekannt.

„Nun, Gertrud, Sie hier? Ich dächte doch, Sie gehörten unter die Tanzenden!“ sagte Frau Kunik vorwurfsvoll, dem jungen Mädchen ihre fleischige Hand entgegenstreckend.

Gertrud erwiderte nichts, hoffend, Frau Kunik würde um so rascher von ihr ablassen. Langsam wandte sie den Kopf und sah zu der fremden Dame herüber.

„Ach so, ich merke schon,“ fuhr Frau Kunik behaglich fort, „ein gewisser Jemand ist nicht da, und da lohnt es nicht mit all den andern! Hab' ich recht?“

Die große Dame im Hintergrunde ließ jetzt die Photographie sinken, und Gertrud war frappiert, als sie den Kopf hob und ihren Blick erwiderte. Sie begriff nicht sofort, was es war, was ihr die Erscheinung der Fremden so auffallend, so offenbarend auf den ersten Blick machte. Es war nicht, daß diese ihr ein regelmäßiges, beinahe klassisches Gesicht zuwandte und mit einer gewissen freien und selbständigen Haltung dastand, das war es nicht, obgleich ihre Erscheinung in dem ländlichen, primitiven Kreise auffallend genug war: eine wunderbar zwingende

geistige und seelische Wirkung ging von ihrer Persönlichkeit aus, die sich wie ein Strom in Gertruds verwirrte und schmachtende Seele ergoß. „Würden Sie mich gütigst vorstellen?“ murmelte sie, zu Frau Kunik gewandt, ohne ihr Interesse einen Augenblick von der Fremden zu lösen.

„Fräulein Gertrud Schmiedenhein, Fräulein Dr. Bron,“ sagte Frau Kunik mit einer Handbewegung, „eine gelehrte Nichte von mir, die seit einigen Tagen uns unwissende Landpomeranzen aufgesucht hat. Aber — mir will das gar nicht gefallen, daß Sie sich hierher zurückziehen, Gertrud, wo alte und absonderliche Leute hingehören. Wenn er nun auch nicht da ist, so sollten Sie doch tanzen!“

Gertrud errötete; sie sah in das ruhige Auge der Fremden, und die Begierde, diese für sich zu interessieren, trieb sie dazu an, in einem gemachten Tone zu sagen: „Es ist wirklich schade, daß er nicht da ist, gnädige Frau, es hätten sich große Dinge heut ereignen können, ich bin gerade in der richtigen Galgenstimmung.“

„Wie, was?“ fragte Frau Kunik betroffen.

„Ja, ich wollte mir die denkbarst größte Mühe geben, mich in ihn zu verlieben, vielleicht zwischen der zweiten Quadrille und dem Rheinländer . . .“

Fräulein Bron verzog keine Miene, aber ihr Blick wurde ernster, mit dem sie das junge Mädchen ansah.

Gertrud stützte sich auf den Tisch und lachte über Frau Kuniks entsetztes Gesicht, und dann ließ sie den Kopf hängen, die aufflackernde Röte verließ ihre Wangen, ein leidender, schmachtender Zug legte sich um ihren vom Lachen verzogenen Mund. Durch eine rasche Bewegung ihrer Rechten warf sie ein Weinglas um, und als sie zugriff, um es zu retten, griff sie in die Scherben.

„Sie haben sich geschnitten?“ fragte Fräulein Bron und trat zu Gertrud an den Tisch, die ihre Hand rasch gefaßt über einen Primelbusch hielt; von ihrem feinen Finger tropfte das Blut eilig herab.

„Nun, vielleicht verliere ich mit diesen Tropfen den Ueberschuß an Lebenshoffnung und Streben, die Sehnsucht, aufwärts und vorwärts zu kommen, vielleicht werde ich noch so bescheiden und eng, wie es für meine Verhältnisse wünschenswert wäre und die zarten Bande, die man zwischen einem Rheinländer und einer Quadrille knüpft,“ sagte Gertrud leise und mit gesenkten Augen.

„Was reden Sie da?“ sagte Fräulein Bron mit tiefer und etwas heiserer Stimme und nahm Gertruds Hand und drückte die kleine aber tiefe Wunde zusammen.

„Sie sind Doktor der Medizin?

„Nein.“

„Dann sind Sie Seelendoktor?“ Gertrud sah mit einem fragenden Blick auf und lächelte.

Fräulein Bron bat ihre Tante, ihr einen weißen Faden von dem nahen Nähtisch der Hausfrau zu reichen, dann sagte sie: „So weit verstehe ich mich auf Seelenkunde, daß ich merke, Sie befinden sich in einem Konflikt, Fräulein Schmiedenhein, Sie suchen Rat und Führung, weil Sie nicht aus noch ein wissen."

„Ja, das ist so," entgegnete Gertrud einfach. Und während ihr Fräulein Bron den Faden fein säuberlich um den Finger wickelte, sagte sie: „Ich bin so unglücklich daran, in meiner Familie und im weiteren Kreise mit meinen Neigungen und Anlagen allein zu stehen."

„Sie suchen Ihrem Leben einen geistigen, in einem höheren Sinne sittlichen Inhalt zu geben? Wir wollen uns nicht mit Vorreden aufhalten — sprechen Sie." Fräulein Bron hielt Gertruds Hand und drückte sie auf einen Sessel, sich neben sie setzend.

Nun standen Gertrud Worte zu Gebot, die sie ihren Eltern gegenüber nicht gefunden hätte; es war etwas ganz anderes, vor diesen verstehenden, ernsten Augen, diesen mitfühlenden Lippen, dieser klugen Stirne zu sprechen, als vor Herrn und Frau Schmiedenhein, die nie und nimmer aus ihrem altmodischen, fest begrenzten Kreise heraustreten mochten. „Mein Bestes in mir schmachtet danach, sich zu entwickeln; in meiner Familie hält man dieses Fordern entweder für eine überflüssige Anwand-

lung, die sich geben wird, oder für einfache Abenteuerlust. Und wenn ich sage — es drängt mich dazu, schrankenlos offen zu Ihnen zu sein —, daß ich heute zu dem Zweck hierher kam, um mich, wenn irgend möglich, in einen Courmacher zu verlieben, der mir im tiefsten Grund meiner Seele ganz fremd und völlig gleichgültig ist, nur um mein unerträglich zweckloses, eintöniges Dasein als Haustöchterchen zu beenden und um meinen Schwestern Raum zu schaffen — dann," Gertrud holte tief Atem, „dann werden Sie meine gepeinigte Lage verstehen."

„Es ist der sich unendlich oft in den verschiedensten Formen wiederholende Konflikt, in den die erwachenden Mädchen überall hineingeraten. Die Forderungen der Familie, des Hergebrachten auf der einen Seite, die Forderungen des Selbst, der Selbstachtung, des Geistes auf der anderen."

Ein Contre wälzte sich nebenan durch den Saal, Rundtänze warfen heiße, staubige Wirbel in das Gemach, eine Quadrille bewegte sich über die gebohnten Dielen. Das Geräusch der Schritte und der Musik klang wie eine ferne Begleitung zu den Mitteilungen, die eine gewordene und eine werdende moderne Frau einander machten.

Als die Musik mit großer Plötzlichkeit einen Tanz endete, hob Frau Kunik den Kopf, sie hatte die Empfindung, als habe sie ein wenig genickt, sie sah sich nach ihrer Nichte um, die immer

noch in eifriger Unterhaltung mit Gertrud begriffen war, und äußerte, daß es Zeit sei, nach Hause zu fahren.

Als es zum Abschiednehmen kam, befiel Gertrud eine Traurigkeit, die ihr beinahe Thränen in die Augen trieb. Der seltene Genuß, sich von einem so hochkultivierten, an Gemüt und Geist so reichen Menschen verstanden zu fühlen, hatte sie ganz erschüttert. Sie hielt Fräulein Dr. Brons Hand fest und drückte sie an sich. „Welchen Rat, welchen Trost geben Sie mir?"

Diese überlegte einen Augenblick, dann sagte sie mit der ihr eigenen Wucht und Ruhe: „Ich komme nach Batkeiten, vielleicht übermorgen, doch kann ich es nicht bestimmt sagen, da ich nicht über das Fuhrwerk disponiere. Dann werde ich in aller Bescheidenheit mit Ihren Eltern sprechen, vielleicht gelingt es mir, sie davon zu überzeugen, daß es für ihre Aelteste notwendig ist, ein ernsteres Leben anzufangen. Zuweilen erreicht der Fremde mehr in solchen Dingen, als der Beteiligte selbst."

Gertrud dachte an die Heftigkeit, mit der sie ihren Eltern fordernd entgegengetreten war. „Also Sie kommen?"

„Sollte meine Unterredung mit Ihren verehrten Eltern nicht von Erfolg sein, so verlieren Sie nicht den Mut an Ihrer Sache. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg! Was ich dazu thun kann, um Ihnen beizustehen, werde ich thun."

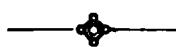
„Ihr Verständnis, Ihre Teilnahme beglücken mich," stotterte Gertrud. —

Auf dem Nachhauseweg war Milein sehr gesprächig, der enge Raum des Verdeckwagens wurde von ihrer Lebhaftigkeit ganz erfüllt. Im Laufe ihrer Mitteilungen kam sie auch auf Fräulein Dr. Bron, diese seltene Erscheinung einer studierten Frau, und sprach mit einer komisch wirkenden Scheu von ihr, darauf teilte sie einige mißbilligende Aeußerungen ihrer Tänzer mit, die es rundweg für einen Unsinn hielten, wenn Damen derartig emanzipierte Wege gingen. Herr Schmiedenhein aber äußerte sich vorteilhaft über diese Ausnahmserscheinung; es hatte ihm gefallen, daß sich das Fräulein Doktor mit ihrem Tischherrn, einem beschränkten und gewöhnlich etwas rauhen Landwirt, in liebenswürdiger Weise auf seine Interessen eingehend, unterhalten hatte.

„Mutter," wisperte Milein, ihre Hand auf der Mutter seidebespanntes Knie legend, „es war recht peinlich, daß Gertrud zu der ersten Quadrille nicht engagiert wurde. Sie hat nachher die ganze Zeit im Nebenzimmer gesessen." Milein errötete, als sie das sagte, und blickte rasch in die Wagenecke, in der ihre Schwester mit geschlossenen Augen und lächelndem Munde saß. „Es waren nämlich sechs Damen mehr wie Herren," wisperte sie weiter, „da war nichts zu machen. Ich sagte dem langen Zastrow — netter Mensch —, er solle für meine Schwester einen Tänzer

besorgen, er sagte aber, das könnte er nicht, es wären schon alle älteren Herren von den Skattischen weggeholt zum Tanzen. Weißt du, schade, daß Oskar Schmelzer nicht da war!“

Diese letzte Aeußerung hörte Gertrud, obgleich sie in fernliegende und erhebende Gedanken versunken war, und mußte lachen. Rasch beugte sie sich zum Fenster und sah hinaus. Ach, da lag ja schon Batkeiten in silbriger Dämmerung! Wie war die Zeit geeilt! Im Osten zeigte sich eine zögernde Röte, über den weiten Aeckern lag ein matter Schimmer, in den Gebüschen hingen Nebel. Durch die kahlen Eschen und Linden blinkte das Fenster im Giebel des Wohnhauses. Da verträumte und vertrödelte ich kostbare Jahre, dachte Gertrud aufblickend, aber noch ist es Zeit, nachzuholen, und mein Frühling wird und muß kommen!





Die Ansprüche der Frau auf die Eheerrungenschaft.

Von Dr. jur. **Anita Augspurg** (München).

Die deutsche Ehegesetzgebung steht leider noch nicht auf dem Standpunkte, wie die allgemeine Rechtsüberzeugung es für gerecht und billig gegenüber beiden Eheleuten halten könnte; es ist wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, daß in einer guten Ehe höchst selten nach den herrschenden gesetzlichen Bestimmungen gefragt wird und daher die Kenntnis derselben sehr wenig verbreitet ist, wenn trotzdem im allgemeinen die leitenden Persönlichkeiten der Frauenbewegung beim Versuche, Verbesserungen in der Gesetzgebung zu erreichen, auf so große Teilnahmlosigkeit und Lauheit gerade der beteiligten Kreise stoßen, der Ehefrauen und der Eltern, welche Töchter zu verheiraten gedenken.

In einer gutgeführten Ehe herrschen nicht die geschriebenen Gesetze, sondern entweder der übereinstimmende Wille der Eheleute, oder der Wille desjenigen von beiden, dem der andere Teil sich unterordnet. Erst wenn beide Willen



Anita Augspurg, Dr. jur.

Nach einer Photographie aus dem Atelier Elvira,
Hof-Photogr. Anstalt, München.

so sehr auseinandergehen, daß Streit ausbricht, daß dieser Streit vor Gericht getragen, daß an Trennung gedacht wird, erst dann fragt man, was Rechtens sei, und alsdann erhält in den meisten Fällen die Frau eine Antwort auf ihre Frage, die ihr und allen, welche davon hören, wie ein Hohn auf das, was „Recht" ist, erscheint. Wer kennte nicht aus seiner näheren oder weiteren Verwandtschaft und Bekanntschaft Fälle von geschiedenen, getrennten, sowie auch von fortdauernden Ehen, in denen eine Familie in trostloses Elend gestürzt wird durch den trunksüchtigen, verschwenderischen, gewaltthätigen Mann, der, geschützt, gedeckt und autorisiert vom Gesetze, den Seinen alles genommen und vergeudet, sie körperlich und seelisch mißhandelt, sie nicht ernährt und erhalten hat, sondern im Gegenteil oft noch von ihrer Arbeit und ihrer Schande leben will.

Die Fälle der äußersten Tragik auf diesem Gebiete sind Gott sei Dank selten, aber doch längst nicht so vereinzelt, wie man vielleicht denkt, und sie gehören wohl zu den grausamsten Produkten socialer Komplikationen, die zwar bei dem ausschlaggebenden Faktor psychologischer Individualität nie ganz ausgeschaltet werden können, denen aber doch unsere Gesetzgebung ein viel zu fruchtbares Wucherbeet zu üppigem Aufschießen darbietet, und die ohne diese Hegestätte längst nicht in dem Umfange gedeihen könnten. Ueber

den speciellen konkreten Fall pflegt jedermann empört und entrüstet zu sein: der Pflicht, durch rechtzeitige Kritik der abstrakten Möglichkeit so beklagenswerten Wirklichkeiten vorzubeugen, verhält sich insbesondere die Frauenwelt meist träge und ablehnend gegenüber, wenn schon sie damit ein schwereres sociales Unrecht auf sich ladet, als ihr gemeiniglich bekannt ist.

Aber auch abgesehen von den Fällen ehelichen Unfriedens treten häufig Verhältnisse ein, die für die Frau im höchsten Grade schädliche Wirkungen haben können, wenn z. B. der Mann stirbt oder irrsinnig wird und alsdann vormundschaftliche Pflichten in Kraft treten, die nach gesetzlicher Vorschrift häufig in die Vermögensverhältnisse der überlebenden Familie mit ungeahnter, aber zwingender Macht eingreifen. Selbst wenn zu Lebzeiten des Mannes die Frau in einem gemeinsam betriebenen Geschäfte als die tüchtigere und umsichtigere Kraft die unbestritten leitende und disponierende Stelle einnahm, wie das z. B. in den französischen Gewerbebetrieben die Regel ist, — oder wenn sie auch nur als gute, getreue Gehilfin des Mannes im Hauswesen und Gewerbe zur Schaffung und Erhaltung des Familienwohlstandes das Ihrige redlich beigetragen hat — beim Tode des Mannes nehmen eine Anzahl von Partikularrechten das gemeinsam erworbene Vermögen als nachgelassenes Eigentum des Mannes in Anspruch und ver-

teilen es unter die Kinder oder an Verwandte des Mannes, teils ohne jegliche Berücksichtigung der Frau, teils, indem ihr ein Kindesteil zugerechnet, oder eine Quote des Gesamterbes gewährt wird. Aber, mit Ausnahme weniger Distrikte, in denen die sogen. Errungenschaftsgemeinschaft herrscht, wird nirgends Rücksicht genommen auf die Mitwirkung der Frau bei der Erwerbung eines gewissen Familienwohlstandes — sei es im Hause, sei es im Geschäfte, — wird die Arbeitsleistung der Frau in der Ehe als durchaus minderwertig und gleichgültig gar keiner Ab- und Einschätzung für würdig geachtet.

Ein Beispiel, welches nicht erfunden, sondern aus dem Leben gegriffen ist, wird lehrreicher sein, als alle Theorie. Ein junges Mädchen wurde von seinen Eltern an einen Mann verheiratet, der außer seinem eleganten Auftreten geringe Qualifikationen als Stütze einer Familie besaß. Er brauchte in kürzester Zeit das Eingebrachte der Frau auf, bekleidete aber daneben weder Amt noch Stellung, noch führte er ein eigenes Geschäft. Die junge Frau erkannte jedoch mit seltenem Scharfblick sowohl die mißliche Lage, in der sie selbst und das eben geborene Kind sich befanden, wie die Notwendigkeit, zur Besserung derselben sich auf eigene Kraft zu verlassen. Sie war froh, den sorgsamen Familienvater wenigstens dazu zu überreden, seinen eheherrlichen

Namen zur Errichtung eines Kaufgeschäftes herzugeben, denn seine sonstigen Leistungen bestanden lediglich in der Ausräumung der durch ihre Energie, ihren Fleiß und ihre geschäftliche Umsicht stets wohlgefüllten Kasse. Es gelang ihr jedoch, trotz der Verschwendungssucht und des leichtsinnigen Lebenswandels des Gatten, dem Geschäfte einen derartigen Aufschwung zu geben, daß sich der Wohlstand des Hauses zusehends mehrte, obwohl das Familienleben das denkbar unfriedlichste blieb und die geängsteten Kinder häufig Zeuge von thätlichen Mißhandlungen ihrer Mutter waren.

Nach 35jähriger Ehe machte endlich die Frau ihrem Manne den Vorschlag einer Ehescheidung auf Grund unüberwindlicher Abneigung und freien Uebereinkommens, da sie Vermögen genug erworben hätten, um jedes für sich ein mehr als behagliches Leben zu führen, und noch jung genug wären, um nach den trostlosen Ehejahren den vollen Genuß eines friedlichen und sorgenlosen Lebensabends empfinden zu können. Der Mann ging auf den Vorschlag ein, d. h. auf die Einleitung der Scheidung, keineswegs aber auf eine Teilung des von der Frau, aber für ihn erworbenen Vermögens. Dieses im Geschäfte des Mannes erworbene Vermögen gehört nach dem Gesetze dem Manne, und derjenige, von dem hier berichtet wird, fand durchaus keinen Anlaß zu der von der Frau vorausgesetzten reinlichen Tei-

lung des nach mehreren Hunderttausenden zählenden Ehevermögens, sondern beanspruchte, dem Wortlaute der Gesetze nach, das Ganze für sich. Ja, noch mehr, die Scheidung auf Grund gegenseitiger Abneigung und freien Uebereinkommens, ohne daß auf seiten der Frau eine Schuld des Mannes geltend gemacht worden wäre, enthob zugleich den Gatten von der Verpflichtung zu einer seinem Vermögen entsprechenden Alimentation: erst nach langem Prozessieren verpflichtete er sich in einem Vertrage zur monatlichen Verabfolgung von 150 Mk. für die Frau, ohne alle Rücksicht darauf, daß sein eigener Reichtum lediglich das Erzeugnis ihrer Arbeit war. Die drei Töchter dachten praktisch genug, um in Anbetracht der Sachlage den Aufenthalt beim reichen Vater, der ihnen eigene Alimentationen nicht auszahlen mochte, vorzuziehen, und die arme Frau lebt nun in beschränkten Verhältnissen, fern von ihren Kindern und hat anstatt des erhofften heitern Lebens nur freudlose Einsamkeit und bittere Erinnerungen.

Aehnliche Ergebnisse ließen sich aus dem einen oder dem anderen unserer Partikularrechte, die sich gerade in Bezug auf eheliches Vermögens- und Erbrecht ins Ungemessene verlieren, unter der Voraussetzung einer unheilbaren Geisteskrankheit oder des Todes des Gatten konstruieren. Auch dann wäre die Möglichkeit gegeben, daß die Frau aus einem großen, von ihr erworbenen

Vermögen mit einer geringen Unterhalts- oder Erbsumme abgefunden würde, ohne etwelche Ansprüche des Eigentumes an dem von ihr Erworbenen stellen zu können, denn was die Frau im Hause oder Geschäfte des Mannes erwirbt, erwirbt sie dem Manne.

Daß dieser Satz in seiner Beziehung auf ein von den Ehegatten gemeinsam betriebenes Berufsgeschäft eine krasse Ungerechtigkeit enthält, erhellt aus einem zweiten Beispiele. Ein Ehepaar, beide Philologen, leiten mitsammen eine große Erziehungsanstalt, ohne daß die Frau die Vorsicht gebraucht hätte, den großen Grundbesitz und das reiche Inventar, die von Jahr zu Jahr durch Neuanschaffungen und Erweiterungen aus den gemeinsamen Einnahmen vergrößert wurden, zur Hälfte auf ihren Namen einschreiben zu lassen.

Auch in dieser Ehe traten Verhältnisse ein, welche auf beiden Seiten den Wunsch nach Scheidung erweckten, dieselbe wurde genau wie oben im Wege freien Uebereinkommens erreicht und das gesamte Vermögen blieb Eigentum des Mannes; ihm wurde die Verabreichung einer unverhältnismäßig geringen Alimentation auferlegt, die, abgesehen von dem ungerechten, niedrigen Betrage, der Frau fortgesetzt das beschämende Gefühl der Abhängigkeit von demjenigen giebt, welcher sie ihr zu reichen verpflichtet ist. — Sie war zwar in der Lage, nach einiger Zeit eine neue Thätigkeit als Lehrerin zu finden und für sich und

ihre Kinder zu sorgen: ihre erste frische Kraft aber war in jener Anstalt kapitalisiert. Warum, wenn eines von beiden weichen mußte und weichen wollte, mußte es ohne Frage die Frau sein? Weil die Gesetze ohne weiteres annehmen, daß eine Ehe im Interesse des Mannes zu führen sei, und weil auch dieser Mann, — dessen Gesinnung, bevor sie durch Thatsachen erprobt wurde, für über dem landläufigen Maße stehend galt, — der in den Gesetzen gegebenen Versuchung unterlag und nach dem Rechte beanspruchte, was ihm sein Gewissen gewiß nicht bewilligen konnte.

Nun kann allerdings diesen Verhältnissen gegenüber geltend gemacht werden, daß die betreffenden Gesetze doch eine kontraktliche Abmachung zwischen den Gatten zuzulassen pflegen, mittelst deren die miterwerbende Ehefrau einen Teil der Errungenschaft für sich zu Eigentum beanspruchen könne. Ist aber solche Remedur gegen eine andererseits geschaffene Unbill des Gesetzes ein anzuerkennender Zustand? oder ist es nicht vielmehr Aufgabe der Gesetze, von vornherein Verhältnisse zu geben, die des Gegenmittels gegen eine zuvor geschaffene Unbill nicht bedürfen?

Wer denkt bei einer glücklichen Ehe — und welche Ehe wird vor ihrem Abschlusse nicht als glücklich gedacht, — an solche Schutzmaßregeln? Ein wie häßliches Moment kommt überhaupt in ein inniges persönliches Verhältnis durch die Berührung einer Abgrenzung von Mein und

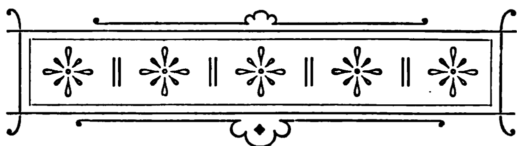
Dein! Solchen Erörterungen sollten im Durchschnitt die Gesetze vorbeugen und von vornherein das für einen Streitfall Selbstverständliche fixieren, nicht aber zunächst das Widersinnige und daneben ein Schutzventil anbringen, um die Konsequenzen daraus zu paralysieren.

Auch das neue Bürgerliche Gesetzbuch, welches vom Jahre 1900 an alle die zersplitterten Eherechte unseres Reiches einheitlich zusammenfaßt und ein in allen Teilen des Reiches maßgebendes Gesetz schafft, hat, trotzdem es das Recht der Frau am Erwerbe aus einem selbständig ausgeübten Berufe, Gewerbe oder Geschäfte anerkennt, an dem alten Grundsatze festgehalten, daß weder die hausfräuliche Thätigkeit der Gattin an sich, noch ihre Arbeit im Geschäfte des Mannes, zu welchen beiden sie den standesüblichen Verhältnissen nach verpflichtet ist, ihr irgend welchen Anspruch auf das durch ihre Mitarbeit erworbene oder ersparte, die sogen. Errungenschaft, geben.

Zu welchen Konsequenzen das unter Umständen führen kann, ist oben dargelegt worden. Die Nutzanwendung daraus sollte die sein, daß die deutschen Frauen einheitlicher und nachdrücklicher, als es bisher geschehen ist, Forderungen auf Abänderungen des neuen Gesetzbuches stellen, das den Zeitanschauungen ebenso wenig wie der abstrakten Gerechtigkeit Rechnung trägt. Bis aber solche Aenderungen wirklich erreicht und eingeführt sind, sollte jede Mutter vor der Ehe ihrer

Tochter durch einen Ehevertrag diese Verhältnisse regeln und die Zukunft derselben sicher stellen gegen jeden im Verlaufe einer Ehe nur zu oft schon eingetretenen Gesinnungswechsel des Gatten. Im allgemeinen aber dürften alle tüchtigen Hausfrauen ihre Arbeit für die Familie und das Hauswesen höher einschätzen und demgemäß auch Ansprüche auf Anteil an der Errungenschaft erheben. Denn auch die Haushaltsführung produziert sehr erhebliche Werte, die häufig das vom Manne gelieferte bare Anlagekapital für die zu verarbeitenden Rohprodukte erreichen oder übersteigen. Dieser von der Frau erarbeitete Nutzen erstreckt sich auf alle im Hause bereiteten Verbrauchsartikel, Nahrung, Kleidung, Wäsche u. s. w., und stellt, durch alle die Jahre der Ehe berechnet, ein erhebliches Kapital dar.

Aber diesen Thatsachen gegenüber bietet die Gesetzgebung der Ehefrau kein Aequivalent, sie veranschlagt ihre Thätigkeit weder als Hausfrau, noch im Geschäfte des Mannes. Die deutschen Frauen sollten sich über die rechtlichen Verhältnisse, denen sie durch die Eheschließung unterstellt werden, näher unterrichten, um deren Besserung zu erlangen; denn Sachkenntnis muß den Forderungen auf Besserung vorausgehen, wird aber auch unzweifelhaft zur Aufstellung solcher Forderungen führen.



Das University Settlement in Manchester.

Von **Paula Steinthal** (Stuttgart).

Weit früher als wir deutschen Frauen, haben die englischen Frauen angefangen, ihre Leistungsfähigkeit in wissenschaftlicher wie auch in socialer Hinsicht zu bethätigen. Sie haben sich die Universitäten zu erschließen gewußt und Schritt um Schritt ihre Stellung erobert und damit ihren Nachfolgerinnen die Wege geebnet. Berufsarten, die bei uns erst den Frauen eröffnet werden, bilden in England längst schon die Regel. Aber auch in philanthropischer Arbeit können wir uns ihre Erfahrungen zu Nutze machen, selbst wenn die klimatischen und socialen Verhältnisse andere Bedingungen voraussetzen. Eine Thätigkeit, die sich nicht nur auf materielle, sondern auch auf geistige Hilfe ausdehnt, finden wir im University Settlement von Manchester, dessen Einfluß unbedingt günstig auf die Bevölkerung einwirken muß, wie überhaupt jedes Settlement, und es mag im Hinblick auf die mancherlei Vereine,

die in Deutschland in der Bildung begriffen sind, von Interesse sein etwas Näheres über diese Arbeit, die in ganz eigenartiger Weise ausgeführt wird, zu erfahren.

Unter „Settlement“ versteht man eine Vereinigung von gebildeten Damen und Herren, welche die Zustände und Lebensbedingungen einer arbeitsreichen Bevölkerung kennen lernen, in ihrer Mitte Wohnung nehmen und durch persönlichen Verkehr auf ihr materielles und geistiges Wohl einwirken sollen. Kurz eine Heimstätte für Frauen und Männer verschiedener Stände, die sich in Wohlwollen und in Teilnahme für die ärmere Bevölkerung begegnen.

Dies ist die Basis, auf welcher ein Institut ins Leben gerufen wurde, das schon nach einem Jahr auf eine segensreiche Wirksamkeit zurückblicken durfte. Die Grundidee, ein derartiges Heim zu begründen, entsprang aus dem ausgezeichneten Erfolg von Toynbee-Hall in London, nach dessen Vorbild schon mehrere Settlements entstanden sind.

In Manchester (ich greife diese Stadt besonders heraus, weil sie eine der größten Fabrikstädte Englands ist, und in Deutschland fast ausschließlich nur Londoner Wohlfahrtseinrichtungen bekannt sind) ergab sich die Stätte des Settlements so gut wie von selbst, durch das Vorhandensein des sogenannten Art-Museum, welches in Ankoats, dem verkommensten Teil der

Stadt liegt, das vaterländische Gegenstände aller Art, wie Darstellungen aus der englischen Geschichte, Glas- und Töpferwaren, Anfänge der Buchdruckerkunst ꝛc. enthält, und von einem Philanthropen im Jahr 1877 der Stadt geschenkt worden war, um dem Volke geistige Anregung zu bieten. Allein die Fähigkeit, Dinge mit richtigem Verständnis, selbst wenn die Erklärungen daneben stehen, aufzufassen und mit Interesse auf ihre Nützlichkeit und ihren Zweck hin zu betrachten, muß erst geweckt werden, und so boten sich schon vor mehreren Jahren verschiedene Damen als Führerinnen durch das Museum an. Sie erklärten die Bilder und knüpften daran kurze Belehrungen aus der Geschichte; sie erzählten Schulkindern von der Lebensweise der abgebildeten Tiere, von der Erfindung des Glases, der Buchdruckerkunst, von fremden Ländern und Menschen, und da dieser praktische Unterricht Anklang unter der armen Bevölkerung fand, so wurde gerade dieses Viertel für den Beginn der Thätigkeit des Settlements im Jahre 1896 erwählt.

Dasselbe konstituierte sich aus ordentlichen Mitgliedern, welche einen jährlichen Beitrag von 10 Mark bezahlen und aus außerordentlichen Mitgliedern, die eine einmalige Gabe von mindestens 100 Mark spenden; ferner aus einem Präsidenten, einem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, einem Kassier, einem Sekretär und

den jeweiligen Vorständen der einzelnen Abteilungen. Den Namen „University Settlement“ erhielt es, weil der Präsident zugleich Rektor von Owens College sein muß.

Es wurden zwei Wohnungen in der Nähe des Museums gemietet, die eine für Damen, die andere für Herren, damit diese ihre Arbeit von Grund auf unternehmen konnten. Die Aufgabe der Damen ist, den Kindern, Frauen und alleinstehenden Mädchen eine Stütze zu sein, während die Herren bei Knaben und Männern denselben Zweck verfolgen. Sehr oft vereinigen sich beide zu gemeinschaftlicher Fürsorge, und es eröffnet sich ihnen ein unendliches Arbeitsfeld, wo sie weniger mit Geldmitteln, als durch wirklich persönliche Teilnahme helfend eingreifen können. Fast niemals wird ihre Hilfe mit Mißtrauen oder Zurückweisung gelohnt. Die Arbeiter verstehen meist die wohlwollende Absicht und sind bereit, sich beraten und helfen zu lassen. Beide Wohnungen stehen unter Aufsicht eines Vorstandes, welcher für alle Vorkommnisse verantwortlich ist und dem auch die Damen Rechenschaft über ihr Thun abzulegen haben. Jeder unbescholtene arbeitsfreudige Mensch kann sich zur Hilfe im Settlement melden; wer sich der Sache so vollständig widmet, daß er im Heim wohnen will, wird vorerst zu einer dreimonatigen Probe aufgenommen. Niemand braucht sich für eine bestimmte Zeit zu verpflichten, nur der Vor-

stand hat mit dem Komitee gegenseitig sechsmonatliche Kündigung vereinbart.

Das übereinstimmende Wirken des Settlements und des Art-Museums haben die teilweise Vereinigung der beiden Komitees zu gemeinschaftlicher Arbeit herbeigeführt, und so werden viele der Stunden im Museum abgehalten. Die entstehenden Kosten hat das Settlement zu bestreiten.

Was aber die Thätigkeit aller Settlements zu einer besonders eigenartigen macht und das Interesse der Mitglieder daran steigert, ist die Anschließung der Schulen. In den letzten Jahren ist vom Staate die Bestimmung getroffen worden daß die Schüler der höheren Klassen innerhalb der Unterrichtszeit Museen unter verständiger Leitung besuchen dürfen, und da die Lehrer der Volksschulen die Sammlungen fast selbst kaum kennen, ist die Führung den Mitgliedern des Vereins gerne überwiesen worden. Aus den Erklärungen entwickelte sich ein Unterricht in allen möglichen Fächern, wie die Gelegenheit es mit sich brachte, und es entstand bei den Erwachsenen bald auch der Wunsch nach Belehrung, so daß Abendstunden eingerichtet werden mußten, die sich auf Geschichte, Litteratur, Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Haushaltung, Nahrungsmittelchemie u. s. w. ausdehnten. Sie wurden teilweise in Form von richtigen Stunden, teilweise in Vorträgen gegeben, wozu nicht nur

Lehrer der Universität sich bereit erklärten, sondern auch gebildete Herren und Damen aus den besten Kreisen.

Sehr interessant gestalteten sich die Diskussionsabende, welche an Samstagen abgehalten wurden und je nach dem Thema mehr oder weniger besucht waren. Immer aber bezeigten die Zuhörer das größte Interesse. Es sei hier gestattet, einige der Themata anzuführen:

„Socialismus und Ethik."
„Altersversicherungen."
„Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Handelsgesellschaften."
„Geht England in seiner Entwicklung zurück?"
„Die Beschäftigungslosen."
„Englische Demokratie."
„Armenien."
„Erziehungsfragen" u. a. m.

Vorträge über Krankenpflege, welche von Aerzten gehalten werden, behandelten folgende Themen:

„Krankheiten im allgemeinen."
„Der Mechanismus des menschlichen Körpers."
„Brüche, Brandwunden, Verletzungen."
„Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen."

Eine Dame, welche Naturwissenschaft studiert hatte, gab einen Kursus über Botanik.

Daß die „Settlers" vollauf beschäftigt sind, läßt sich aus dem Gesagten erkennen. Damit ist

die Thätigkeit des Vereins aber noch nicht erschöpft.

Mehrere Damen gründeten für Fabrikmädchen, welche ihre Abende meist auf der Straße oder in zweifelhaften Lokalen zubrachten (sehr oft gegen ihren Willen) einen Klub, in den jede für 10 Pfennig die Woche eintreten kann. Zweimal in der Woche versammeln sie sich unter der Damen Aufsicht im Museum oder in der Wohnung der Mitglieder, und werden im Nähen, Zuschneiden, Flicken unterrichtet, oder aber es wird gelesen, gesungen, Spiele gemacht, und der Einfluß des freundlichen, teilnehmenden Verkehrs ist gerade bei diesen jungen Mädchen oft ein überraschend günstiger.

Einmal im Monat ist ein Theeabend eingerichtet, wo es gegen geringe Bezahlung (denn es soll keine Wohlthätigkeit nach dieser Richtung hin sein) eine Tasse Thee und Butterbrot giebt. Musikalische Vorträge, an welche sich eine allgemeine Unterhaltung mit Diskussion anschließt, beleben diese Abende.

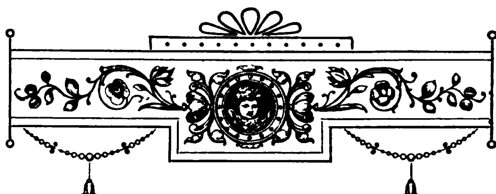
Einen wahrhaft rührenden Eindruck empfängt man von den Gesellschaftsnachmittagen für Kranke. Arme, alte gebrechliche Leute und gelähmte Kinder, welche ihr Leben traurig ohne jegliche Pflege in dumpfen, engen Stuben verbringen müßten, werden durch Fürsorge der Damen in Krankenstühlen zum Settlement gefahren, wo sie in blumengeschmückten Zimmern

einige fröhliche Stunden verleben dürfen. Die liebenswürdige Weise, mit der man sich ihnen genähert, hilft manchen ein unheilbares Leiden leichter ertragen.

Im Sommer fallen alle Vorlesungen und die meisten Unterrichtsstunden aus, dagegen werden jeden Samstagnachmittag Ausflüge aufs Land gemacht, eine der segensreichsten Einrichtungen.

Diese kurze Beschreibung soll nur ein kleines Bild englischer Vereinsthätigkeit geben. Vieles hat sich bereits bewährt, wenn auch noch nicht alles festen Boden gefaßt hat. Die Zeit wird zeigen, ob ein derartiges Wohlthun, das zum geringsten Teil auf pekuniärer Unterstützung beruht, nicht zur Hebung der Sitte und des Charakters eines Volkes ungemein viel beiträgt. Daß mancher Mensch, dem jegliche Abwechslung im einförmigen Einerlei der Arbeit fehlt, durch solche anregende und heitere Stunden erfrischt und erhoben wird, ist eine nicht zu unterschätzende Thatsache. Wer den vom Schicksal weniger Begünstigten in so selbstloser Weise das Leben verschönen hilft, darf mit Befriedigung auf seine Arbeit zurückblicken, denn er giebt seinen Mitmenschen das Beste was er kann — — die Freude am Dasein und das Gefühl der Menschenwürde.





Frauenbücher.

Ein Jahresbericht von **Johanna Schwarz-Mamroth** (Frankfurt a. M.).

Die litterarische Ausbeute dieses Jahres war ziemlich gering. Die sensationellen Werke fehlten. Bücher, um die man sich gestritten hätte, um die ein Kampf entbrannt wäre, solche scharfe, heiße, aufreizende Bücher, wie sie die Marholm oder die Gabriele Reuter oder die Hedwig Dohm oder die Janitschek in diesen Jahren geschrieben, gab es nicht. Auch die Böhlau ließ nichts von sich hören. Oder hätten wir sie einfach versäumt? Aber ein Werk dieser Frau, wenn es auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem „Rangierbahnhof", mit dem „Recht der Mutter" gehabt hätte, hätte hinter unsere Mauern dringen müssen.

Nur leisere Stimmen waren vernehmlich. Die Meyer-Förster brachte ein warmes, helles, freundliches Buch, eine Frau Clara Viebig trat mit einem bemerkenswerten Band Novellen her=

vor, Fannie Gröger, die zu früh Verherrlichte, ein Opfer der liebevollen, allzu liebevollen, um jeden Preis Genies entdecken wollenden Kritik, mit einem bescheidenen Bändchen; die Marriot warf ein Buch auf den Markt, die Roland einen spielerischen Roman und ein paar Bluetten, die Anselm Heine, die Borostyani, die Kahlenberg je einen Novellenband. Und Fräulein Frieda von Bülow schenkte uns einen Roman.

Ich habe Fräulein von Bülow nicht gekannt und ich habe mir, pessimistisch wie man durch haufenweise Lektüre wird, von ihrem Buche „Anna Stern*) nicht viel versprochen. Man ist nun einmal abgestumpft gegen gelbe Einbände. Die Autorin möge es uns verzeihen. Aber schon nach den ersten zehn Seiten horchten wir auf, überrascht, gefesselt. Das war ja nicht gemeine Frauenarbeit, redselig, kleinlich, ein bißchen kindisch, stets etwas süß, das war auch keine männliche Dutzendware mit dem Stempel der realistischen, der ultrarealistischen, der sensitivistischen, der hyperromantischen, der dekadenten Marke auf der Stirn. Das war ein Lebensbuch, schlicht, einfach, vornehm, jedem Eklat aus dem Wege gehend, alles Plötzliche, alles Gesuchte, jede Schroffheit vermeidend, aber auch jede falsche

---

*) Freiin Frieda von Bülow: Anna Stern. Roman in zwei Büchern. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner.

Scham. Ein wahres Buch war das, ein stolzes Buch, das fühlte ich nach den ersten zehn Seiten. Und ich las weiter und freute mich über die ruhige Sicherheit, das Ebenmaß der Darstellung, das treffende und ungesuchte Lokalkolorit des geschilderten Landes und seiner Bewohner. Wer ist diese Frieda Freiin v. Bülow? Sie hat schon mehrere Bücher geschrieben, sagt mir mein Litteraturkalender, Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika, einen Roman, der den Titel „Am andern Ende der Welt", einen andern, der den Titel „Tropenkoller" führt, einen dritten „Der Konsul", einen vierten „Ludwig von Rosen", einen fünften „Margarete und Ludwig", eine Novelle, die „Deutsch-Ostafrika" heißt. Und dennoch kennt man den Namen dieser Frau nicht. Wie sonderbar! Aber ja: Sie hatte ja nicht das Glück, bei S. Fischer zu erscheinen oder mindestens in der Romanwelt abgedruckt zu werden.

Wir hätten uns nun gerne die Werke des Freifräulein von Bülow kommen lassen, um den Entwicklungsgang dieser seltenen Autorin zu studieren, um Ihnen über ihre Bücher, ihre Art mehr und Näheres zu berichten, als es aus der Lektüre dieser einzigen Arbeit „Anna Stern" möglich ist. Aber die Redaktion des Jahrbuchs drängt uns und wir haben ihre Rücksicht ohnehin bis zum letzten Augenblick in Anspruch genommen. Wir vertrösten also auf ein anderes Mal.

Ich sagte Ihnen schon, daß Sie keine Sensationen in dem stillen, allem Gewaltsamen abholden Buche suchen möchten, dessen schönste Eigenschaft der Gleichklang ist. Bitte, wollen Sie ebenso auf psychologische Rätsel, überreizte Stimmungen, hysterische Launen, auf all jenes Interessante der kleinen Romanmenschen, ja, wollen Sie, bitte, selbst auf neue Wahrheiten verzichten. Die Freiin von Bülow hat nämlich keine mitzuteilen; sie hat nur Wahrheiten, die so alt wie die Welt sind. Ein Mädchen wird in der Liebe enttäuscht und studiert Medizin. Sie kehrt nach Hause zurück und wird die Gehilfin des Mannes, dessen Weib sie nicht hat sein dürfen. Eine Zeitlang leben sie als Kameraden nebeneinander in demselben Hause, bei derselben Arbeit. Aber die Liebe erwacht wieder, diesmal auch bei ihm. Zwischen dieser Liebe steht jedoch das Weib des Geliebten, die Schwester der Liebenden. Sie hat ihren Mann nur der Versorgung wegen geheiratet, sie ist ihm nicht treu, sie hat kein Interesse für seine Arbeit und seine Person und macht ihn nicht glücklich. Ihre Ehe existiert nur dem Namen nach. Dennoch steht sie wie eine Mauer vor dem Glück ihrer Schwester. Die Mauer ist unübersteiglich, das wissen beide. Und sie versuchen es gar nicht, sie zu übersteigen. Wer weiß, was auf der anderen Seite der Mauer ihrer wartete. Haß und Intrigue und Feind-

seligkeiten aller Art. Nein, die beiden bleiben bei ihrer Arbeit; er doktert in seiner Heilanstalt weiter, sie folgt einem Ruf ins Ausland . . .

Dieser müde Schluß gefällt Ihnen nicht, dieser resignierte Schluß? Ich kann nur sagen, daß er durchaus im Stil des Ganzen und von jener unnachahmlichen Heiterkeit ist, welche Augen haben, die die Thränen kennen. Man weiß, diese Anna wird verwinden. Sie hat die große Stütze an sich selbst, die große Rettung in ihrer Arbeit. Ihr Herz wird nicht brechen und wenn dies tausendmal Romankonvention ist. Auch das Herz des Doktors wird sich nicht verändern. Dieser Doktor ist überhaupt von einer solchen Gleichmütigkeit, einer solchen ausgesuchten Mittelmäßigkeit, als ob die Verfasserin demonstrieren wollte, daß es ja ganz gleich sei, wer und was einer ist, um geliebt zu werden, und daß es nur auf die Phantasie des Liebenden und auf dessen Gefühl ankomme.

Beide Teile verzichten also auf ihre Liebe, aber sie verzichten nicht auf das Leben. Denn die Liebe, ein wie kostbares Gut sie auch immer sein mag, macht doch nicht das Leben aus. Dieses ist vielseitig, reichhaltig. Der Wissende, der Sehende, der Arbeitende findet in ihm bald Trost.

Solche Betrachtungen vermittelt das Buch in seiner hellen, klugen Weise. Es flößt sie dem Leser ein, ohne sie ihm zu docieren, ohne den

leichten, feinen, halb scherzenden Ton gebildeter Geister jemals zu verlassen. Man fühlt die Frau von Welt in jeder Zeile. Sie mag noch so aufrichtig sein, sie mag mit vorsichtiger Hand an die tiefsten Schäden im Leben der heutigen Frauen rühren, sie mag in die Krankenhäuser hinabsteigen und uns mit Hysterischen bekannt machen, stets bleibt sie taktvoll, stets maßvoll, stets mütterlich, trotz aller Freiheit konservativ, trotz aller Eigenart wurzelfest. Ich glaube, wir können uns zu dieser norddeutschen Ebner gratulieren.

Auch mit Frau Meyer-Förster darf die deutsche Frauenwelt zufrieden sein. Ich weiß nicht, warum sie von den Herren Kritikern en bas behandelt wird. Ihr „Drama eines Kindes“ war geschmacklos, ein jugendlicher Irrtum. Aber dieses Novellenbuch „Meine Geschichten*) ist entschieden so interessant wie ein Novellenbuch von Hegeler, von Tovote, von Hans Land. Es ist sogar weit interessanter, weil versprechender mit seinen aufeinanderplatzenden Farben und den nicht zu berechnenden Vorwürfen, mit seinen milden, stillen, verschüchterten, von den Sorgen und der Mutterschaft erdrückten Frauen, die alle so blasse Gesichter haben und so leuchtende Augen voll stummen Sehnens. Die Meyer-Förster hat nicht die Vornehmheit der Bülow, sie ist

*) Elsbeth Meyer-Förster: Meine Geschichten. Berlin. S. Fischers Verlag.

temperamentvoller, kühner, sie ist sogar dreist, wenn es darauf ankommt. Es liegt ihr etwas Gallisches im Blut, und ihre Heiterkeit ist nicht immer frei von Obscönität. Aber das kommt nur in der ersten Geschichte zum Ausdruck, in dieser prächtigen exotischen Studie einer verschlagenen Menschenklasse. Alle anderen Geschichten haben den ruhigen Frauenton. Sie spielen auch in Bürgerkreisen und sie spielen gar in Berlin. Wie könnten sie da verdächtig sein?

Aber diese erste Geschichte mit der katholischen Madonna, der stillen, frommen Tochter des großbäuerlichen Hauses, die nachts ihr Rendezvous abhält, ist auch frappant. Es thut nichts, daß dieser Gestalt der Heldin in der Person der „armen Cousine der Martha“ eine etwas konventionelle Folie gegeben wurde, der Schwerpunkt bleibt doch auf dieser Vollblut-Maria und dem sie umgebenden höchst wahr veranschaulichten Familienkreis haften. Wie die lieben Großeltern das heilige Mädchen küssen und sich — es ist nach einer tollen Liebesnacht — um ihr bleiches Aussehn bekümmern, wie der Vater sie hernimmt und sie mit königlichem Stolze leugnet, wie sie in der Wut um den hochgestellten Geliebten, der sie verraten, ihre Macht sogleich wieder an dem armen, geduckten Kandidaten ausprobiert, der ihr in sklavischer Unterwürfigkeit anhängt, alle diese Momente sind mit Kraft und Verve erfaßt. Aber auch das Treiben der Kinder auf dem Hofe,

die Thätigkeit der Knechte und Mägde, die Unruhe der Arbeit, das Durcheinander der Eindrücke ist prächtig aufgesetzt. Man fühlt, nur hier in diesem halb verlornen polnischen Grenznest konnten sich diese Begebenheiten abspielen, gerade nur hier an Ort und Stelle und gerade nur so unter diesen Menschen, unter diesem Himmel, auf diesem bevölkerten Boden, den Frau Meyer-Förster uns beschreibt.

Die anderen Geschichten, die minder lustigen, sind nicht schlechter geraten, nur eben etwas konventioneller, etwas sentimentaler, etwas bescheidener als Frau Meyer-Förster ansteht. Man hat den Eindruck, daß sie höher hinaus könnte und sich herabstimmt, daß sie das göttliche Lachen besitzt oder auch das teuflische, und daß sie sich nur ein Lächeln gestattet, daß sie heulen könnte und nur ein Thränchen weint, daß sie grausam sein könnte und nur den leisen Humor zu zeigen wagt, den guten Frauenhumor, der immer defensiv bleibt und nie das tiefste Innere erbeben macht. Ob dieser Eindruck sich bestätigt, das werden die nächsten Bücher der Verfasserin zeigen.

Und nun zu den stimmungsschweren Novellen „Kinder der Eifel".*) Sie sind von Frau Clara Viebig, ein Name, der über Nacht auftauchte und den die Romanwelt zuerst gebracht hat. Als

*) Kinder der Eifel, Novellen von C. Viebig. Berlin, W. F. Fontane & Co.

ich das Buch seinerzeit unter die Hände bekam, ahnte ich nicht, daß eine Frau es geschrieben. Kein Mensch ahnte es. Und erst viel später, anläßlich der Aufführung eines Stückes derselben Autorin, erfuhr ich den Vornamen des Verfassers dieser seltenen Novellen. Sie sind in einem herben volkstümlichen Geiste gehalten, durchaus unpersönlich und nur von der jeweiligen Stimmung der Erzählung getragen. Die helle, lichtvolle Wärme, die schöne Linie anderer Frauenbücher fehlt ihnen durchaus. Sie besitzen nur den Reiz des Gegenständlichen, diesen aber in hohem Grade. Ein kleiner Landstrich, das Gebiet der Eifel, wird uns mit seinen Bewohnern gezeichnet. Man erhält Eindrücke von dieser armen Natur mit ihrem kärglichen Wachstum, von den in sich gekehrten und verschlossenen Menschen, die in ihr leben. Ihren tiefen, brünstigen Glauben verstehen wir, ihre heißen, erbitterten Kämpfe begreifen wir, ihre Not, die Düsterkeit ihres Daseins fühlen wir mit. Wir fragen nicht, um was sich ihre Wünsche und Begierden drehn, wir nehmen die Motive als ein Gegebenes hin, als ein Geglaubtes, und leiden mit der Angst, freuen uns mit der Freude dieser Menschen.

Die erste Geschichte ist die leidenschaftlichste des Buches. In ihr strotzt es von Jugendkraft, von Lebensdrang, von Rebellenfreude. Ein Sohn kämpft gegen einen harten und egoistischen Vater. Er kämpft von frühster Jugend an, kämpft ein

ganzes Leben durch, siegt endlich und verwildert im Kampfe. Die zweite Geschichte ist düster, balladenhaft. Die Tochter des Schäfers ertränkt sich im Weinfelder Maar, im Totenmaar, wie es die Leute heißen. Sie hat drunten in der Stadt einen Thaler gestohlen für ihren Liebsten, der tanzen gehn wollte. Die Herrschaft hat sie fortgejagt und der Vater sie verstoßen und so war sie ins Wasser gegangen. Ganz seltsam muten auch in dieser Geschichte die dunkelgefärbten Laute des landläufigen Dialekts an. Sie machen die Stimmung noch schwerer, trostloser. „Jao, ons Annemarei, dat es ze Daun im Hodel — jao — jao!“

Aber in noch vielerlei Tönen weiß die Verfasserin zu reden. Die Liebe zu den Armen, Verkümmerten, Unterdrückten giebt ihr das Idyll vom Miseräbelchen, die sentimentale Geschichte vom Osterquell, die Studie von der Cigarrenarbeiterin ein. In einer heitern Stunde beschreibt sie „Margarets Wallfahrt“, die Wallfahrt eines frommen, kleinen Mädchens, das, um die kranke Mutter gesund zu machen, viele Meilen weit zu einer Reliquie pilgert und nach mancherlei Gefahren, von denen ihre Unschuld nichts ahnt, mit einem Freier nach Hause kehrt. Ein dramatisches Verlangen läßt die Autorin das Liebes- und Verbrecherstück eines Bauernmädchens schreiben, das den ungetreuen Geliebten tötet. Diese letztgenannte Geschichte, die sich

„Die Schuldige“ betitelt, ist ein wenig banal; sie ist die schwächste des Buches; doch besitzt selbst sie noch so viel Würze und Eigenart, daß mancher unserer gefeierten Erzähler froh sein dürfte, sie geschrieben zu haben.

Darf man aber in einem „Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt“ von dem jüngsten Buche der Marriot „Auferstehung“*) reden? Ich gestehe, daß ich in einiger Verlegenheit bin. Was soll man von ihm sagen? In welcher Weise soll man über es berichten? Soll man es totschweigen? Das hülfe aber nichts, denn es existiert nun einmal ohne unsere Zustimmung oder mit derselben. Andererseits hat auch unsere Kritik keinen großen Wert. Die Marriot ist kein junges Talent, man erzieht sie nicht mehr. Das Jahrbuch will kein kritisches Forum sein, es will Positives geben. Doch wäre es wieder ungerecht, wollte man den Glauben erwecken, daß die Frauen ihre Kunstwerke nur so aus dem Aermel schüttelten. O nein. Die großen Kunstwerke sind selten, unter den Männern wie unter den Frauen. Sie fragen nicht nach Titel und Namen. Einer Obsthändlerin können sie verliehen werden, sie weiß nicht wie, und eine Dichterin von Rang und Stellung kann sich mit ihren Arbeiten lächerlich machen. Fräulein Mar-

*) Emil Marriot: „Auferstehung“. Roman. Berlin, Verlag von Freund & Jeckel.

riots Buch ist schlecht, ich stehe nicht an, es zu sagen; es ist mehr als schlecht, es ist verderblich, roh, geschmacksverwirrend, weil mit Talent, mit viel Talent, mit Sorgfalt, mit so großem handwerksmäßigem Geschick gemacht, daß es für zwei geniale Bände ausreichte. Und auf welches Thema ist das Geschick verwandt? O Schauder. Auf die hysterische Neigung eines gelangweilten jungen Mädchens zu — dem Mörder und ehemaligen Verlobten seiner vor Jahren gestorbenen Tante. Also Incest und Blutgeruch in einem Atem. Ich hoffe, Sie erlassen mir die nähere Schilderung des Buches, ja, die Bausteine zu meinem Urteil. Vielleicht genügen schon die vorliegenden Prämissen, um mir ohne weiteres zu glauben.

Dagegen lesen sich die anspruchslosen Blätter der Rosa Litten „Frauenverein in Krähwinkel und andere Humoresken"*) stellenweise wie Kindheitserinnerungen. Sie stecken noch im naiven Ton einer längstvergangenen Epoche, versprechen nicht mehr als sie geben können und halten doch eben so viel, daß man sich an ihnen freuen darf, ohne sich schämen zu müssen. Mit gutem Verstand und Humor macht sich die Verfasserin über das unsterbliche Thema bescheidener Borniertheit lustig, mit Anmut und

*) Rosa Litten: Frauenverein in Krähwinkel und andere Humoresken. Berlin, Verlag von Friedrich Schirmer.

Fröhlichkeit schildert sie die Schulferien einer kinderreichen Mama vom Lande, taucht sie in das Leben einer armen alten Näherin aus der Provinz unter, deren hilflose, eckige, treuherzig-biedere Art sie uns mit wenigen Strichen gar liebevoll vors Auge führt. Auch die Mama des sanften Heinrich, diese blonde, deutsche, stille, verwitwete Mama, die von nichts lebt, ihren Haushalt von nichts als ihrer unbegrenzten Bedürfnislosigkeit bestreitet, alle Arbeit allein verrichtet, stets ein saubres Kleid und für jeden Fremden eine Tasse Kaffee hat, ist eine von den Gestalten, die die Verfasserin uns giebt. Es sind leibhaftige Gestalten, nicht bloß traditionelle Typen; knorrige, ungehobelte, wildwachsende Kleinstadt-Menschenexemplare von besonderem Kolorit. Und daß Rosa Litten in ihrer kindlich sich anlehnenden, harmlosen Manier den Ton dieses Kolorits zu treffen weiß, ist eine nicht ganz so kleine Leistung als man glauben möchte.

Auch die Roland trifft manches und verfehlt noch mehr. Sie ist eine ungewöhnliche Begabung und eine ganz junge Frau, deshalb wollen wir ehrlich gegen sie sein. Es nützt ihr nichts, wenn gewissenlose, unlitterarische oder mit ihr befreundete Journalisten sie als großes Talent ausschreien. Und es hilft ihr nichts, wenn eifrige Verleger für jedes Bändchen ihrer leichtfertigen Muse zu haben sind. Dies alles wird sie kaum auf die Nachwelt bringen. Eines

Tages aber könnte sie einen schrecklichen Krach erleben, denselben Krach, den die Marriot, die Kahlenberg und die Gröger jetzt erleben. Feinfühlige Kritiker entdecken plötzlich anläßlich einer neuen, nur um einen Gran schlechteren Arbeit der betreffenden, früher so hoch belobten Autorin, daß doch eigentlich ihre ganze Schriftstellerei gar wenig wert sei; die gröberen Rezensenten, die doch nicht weniger gescheit sein wollen, entdecken es nach und der betreffende Autor steht am Pranger. Ich möchte nicht, daß es der Emil Roland also ergehe. Darum will ich sagen, daß ihre sogenannten Novellen „In blauer Ferne"*) verfehlt sind. Es sind Feuilletons, nichts weiter. Man liest sie, legt sie weg. In einer Zeitung mögen sie gelten. Unter dem vielerlei Grau der Politik und den Hanswurstiaden des Lebens können sie sogar gefallen. Aber sie dürfen nicht die Prätention haben, in einem Buche zu erscheinen, einen Band auszumachen, einen Band von 254 Seiten, an dem man 3 Stunden liest. Denn was man in gutmütigem Abwarten nach dem ersten Stück des Buches sich noch nicht zu fühlen getraute, drängt sich einem nach dem zweiten mit unfehlbarer Deutlichkeit auf: Die schrecklich glatte, geleckte Seichtigkeit, die Oberflächlichkeit der Verfasserin,

*) Emil Roland: In blauer Ferne. Berlin, W. F. Fontane & Co.

gerade jener verlogene, süßliche, affektierte Ton, den endgültig überwunden zu haben wir zu den wenigen Errungenschaften von heute rechnen. Und ich glaube nicht einmal, daß die Roland ganz so oberflächlich wie ihre Bluetten ist. Ich glaube nur, daß sie gar keine Erziehung gehabt hat, Erziehung im ethischen Sinne meine ich. Und diese Erziehung wird sie sich geben müssen, sollen nicht ihr großes Talent, ihre guten Gaben an der inneren Leere scheitern.

Von der Fannie Gröger reden zu müssen, thut mir gleichfalls leid. Doch ist ihr Fall kein tragischer, wie bei älteren Größen, und hoffentlich hat sie daraus gelernt. Hoffentlich ist sie bereits schon stark genug, die Erziehung an sich vorzunehmen. Die letzte Burleske in dem jüngsten Buche „Thränen"*) verspricht, daß sie sich von den beiden Niederlagen ihrer letzten Bücher bald zu einem neuen und gesunden Werke erholen wird. Ob dagegen Hans von Kahlenberg, die Verfasserin von „Ein Narr" und „Misere"*) jemals mehr als eine blutlose und geschwätzige Nachbeterin moderner Ideen wird, ist fraglich. Ich halte sie für keine große Kraft.

Ich habe Ihnen jetzt über die hervorragendsten oder auch gelesensten Frauenbücher dieses

*) Fannie Gröger, Thränen. Berlin, S. Fischers Verlag.

*) „Misere", Roman von Hans von Kahlenberg. Dresden & Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Jahres berichtet und glaube nicht, daß ich einen Eindruck vergessen hätte. Jetzt lassen Sie mich noch von einem Buche reden, das ich nicht gelesen habe, aber dennoch kenne, von Marie Herzfelds gesammelten Aufsätzen über „Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen", das bei Schuster und Loeffler erschienen sein soll. Marie Herzfeld, die treffliche Uebersetzerin nordischer Werke, ist seit Jahren in Deutschland bekannt, diese Essays, die in der Wiener „Zeit" und der „Frankfurter Zeitung" zum Teil veröffentlicht wurden, nicht minder. Es sind vielleicht die besten derartigen Arbeiten, die eine deutsche Frau in den letzten Jahren geschrieben hat. Darum möchte ich Ihnen raten, die Lektüre dieses Buches nicht zu versäumen.



Die Frau. ... Die mit feinem Verständnis und unter Benutzung der neuesten Forschungen geschriebenen Artikel werden vielen eine sehr willkommene Ergänzung zur Kenntnis unsrer Dichter sein; bei manchem ... ist die Berücksichtigung der Frauengestalten, die in sein Leben traten, geradezu **unentbehrlich zu einer gerechten Beurteilung** ...

Westermanns Ill. Deutsche Monatshefte. ... Der Verfasser ... hat keines der üblichen Litteraturwerke für junge Mädchen um ein neues vermehren wollen; indessen ernste und reife Frauengemüter ... werden das Buch mit großer Teilnahme lesen und aus ihm nicht bloß flüchtigen ästhetischen Genuß schöpfen, sondern ... in ihm manchen Trost für eigene Enttäuschungen finden ...

National-Zeitung. ... Sämtliche zwölf Biographen sind mit gleicher Liebe, gleicher Ausführlichkeit, gleich gerecht wägendem Urteil behandelt; von jeder dieser Frauen erhalten wir ein **lebensvolles Bild**, so daß man von ihm, wie von einem guten Portrait selbst uns unbekannter Personen, zu sagen geneigt ist: dies muß ähnlich sein. Auch an wirklichen, nach den besten Originalien als Heliogravüren vortrefflich ausgeführten Konterfeis der Heldinnen fehlt es nicht ... **Fr. Spielhagen.**

Oesterreichisches Litteraturblatt. ... **Der Verf. versteht es eben, sich sozusagen in die Psyche seiner Heldinnen zu versenken** und mit einer Art von künstlerisch-schöpferischer Begabung von da aus die Ereignisse und ihre Deutung zu konstruieren. Besonders liebt er es, in die seelischen Vorgänge schwerer enträtselbarer Charaktere ... einzudringen und ihre oft wunderlichen Handlungen und Ansichten verständlich zu machen. Aber auch einfache, schlichte Naturen ... vermag er plastisch auszugestalten ...

Baltische Monatsschrift. ... Ein Buch, das wie geschaffen erscheint, edlen und feingebildeten Frauen in die Hand gegeben zu werden! ... Was dieses Werk vor anderen ähnlichen

populären Essais auszeichnet, ist die **Vereinigung fesselnder, geistvoller Darstellung mit litterarhistorischer Gründlichkeit** ... Frisch, elegant und feinsinnig geschrieben, verstehen es diese Aufsätze, den Leser in den psychologischen Reiz zu verstricken, den man von der Behandlung der zarten und doch so innig-starken Wechselbeziehungen zwischen unseren großen Dichtergestirnen und ihren weiblichen Planeten mit Recht erwarten darf ...

Illustrierte Zeitung. ... Es sind diese Skizzen zwar kleine, aber sichtlich aus sorgfältigen Studien erwachsene Originalschöpfungen, und gerade in ihrer schlanken und kurz abgerundeten Zusammenfassung gehaltreicher, vielfach ergreifender Stoffe wirken sie anregend durch Wärme des Erzählungstons, saubere Feinheit der Zeichnung, Reife und Klarheit des psychologischen und ästhetischen Urteils.

Der Bazar. ... Zwölf Lebensbilder, die in getreuer, ungeschminkter Darstellung die Beziehungen der hier behandelten Frauen zu den litterarischen Persönlichkeiten veranschaulichen, zu denen sie als Mutter, Schwester, Freundin oder Braut nahestanden ...

Kölnische Zeitung. ... Ein zierlich ausgestatteter Band, der besonders zum Festgeschenk für gebildete, belesene Damen recht geeignet ist, aber überhaupt jedem Freund und Kenner unserer deutschen Nationallitteratur eine Fülle von Anregungen vermitteln wird ...

Straßburger Post. ... Mit großem Geschick und genauester Kenntnis der einschlägigen Litteratur hat der Verfasser die Charaktere der Frauen scharfumrissen gezeichnet, ist in ihr Wesen eingedrungen und sucht namentlich den Einfluß klar zu legen, den sie auf die Dichter, mit denen sie in Berührung gekommen, ausgeübt ... So bietet das hochelegant ausgestattete Buch nicht nur eine sehr interessante und anregende, sondern auch eine **litterarisch wertvolle** und belehrende Lektüre. Besonders sei hervorgehoben, daß es auch gebildeten jungen Mädchen, die schon einige allgemeine Kenntnisse der Litteratur besitzen, ohne Bedenken in die Hand gegeben werden darf.

